

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-358782](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-358782)

Der weibliche Sonderling.

Fräulein von Strahlenberg verlor im achtzehnten Jahr schnell ihre beiden Eltern. Als einzige Tochter war sie jedoch von Kindheit an sehr einfach erzogen, gewohnt nur wenige Bedürfnisse zu haben, und in dem Wohle Anderer ihr eigenes zu finden. So waren die elztigen Freuden ihres Lebens, wenn sie mit ihrem Frühstück den Hunger eines armen Kindes stillen oder durch die Berichterstattung auf ein neues Kleid die Blöße desselben decken durfte, und nie lächelte ihre Mutter zufriedener, ja sich möchte sagen, segnender auf sie herab, als wenn sie durch Fleiß, Aufmerksamkeit oder Selbstverläugnung irgend etwas geschaffen oder erndet hatte, was der hülflosen Armuth zum Trost gereichte. So hatte sie, auf einem Gute lebend, unweit einer Residenzstadt in Deutschland, das achtzehnte Jahr erreicht, als sie erst an dem Todtette ihres Vaters erfuhr, welche beträchtliche Summen ihr zu Theil würden. Ein halbes Jahr später starb auch ein Oheim, der ihr ebenfalls ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Als Eigenthümerin von mehr als einer Million mit der ganzen Fülle jugendlicher Schönheit ausgestattet, konnten ihr die Freyer nicht fehlen. Das Verlangen, wo nicht ihr Herz doch wenigstens ihr Geld zu besitzen, ließ bey ihren Liebhabern zu einer Höhe, vor der ihr schwindelte. Sie drohten sogar mit Selbstmord. Und sie segnete den Einfall ihrer Vormünder, die sie nöthigten, Geschäften halber die Stadt auf eine Zeitlang mit ihrer Souveränität zu bewohnen. Aber auch da wurde sie bald von Heurathsuitzen aller Art belagert. Doch an einem Morgen ward ihre Thür Jedermann verschlossen, und alle Kommenden auf über acht Tag Abends um sieben Uhr bestellt, wo das Fräulein bey einer wichtigen Handlung ihre Gegenwart wünschte. Punct sieben Uhr trafen am bestimmten Tage die ehrsüchtigen Herren ein, jeder in der festen Ueberzeugung, daß das Fräulein eine Wahl zu treffen gesonnen seye, und auf ihren Gesichtern sah man, daß keiner ohne Herzlopfen zweifelte, daß er nicht der Glückliche sey, der Hand und Herz nebst der Million davon tragen würde.

Sie fanden sie festlicher gekleidet als je, und in einer Stimmung, die durch freundliche Nührung und Wehmuth ihr ganzes Wesen zu erklären schien. Außer ihrer Erzieherin umgaben sie ihre beiden Vormünder nebst mehreren Mitgliedern der fürstlichen Regierung, durch welche sie die Erlaubniß, die ihr nöthig war, ausgewirkt hatte. — Mit der lebenswürdigsten Bescheidenheit erklärte sie, daß sie den Vorzug, reich zu seyn, stets als eine Anweisung von Gott betrachtet habe, ihn zum Besten der leidenden Menschheit anzuwenden. Nicht das Loos einer Menge Straßenbettler festzusetzen, sey ihre Wille; denn die genaueste Beobachtung habe sie belehrt, daß diese jubringliche Klasse von Armen selten mehr als ein Almosen, daß sie nur vor augenblicklichem Hunger schütze, verdienen. Aber zu einer Stiftung für hilflose Wittwen und Waisen oder von schlechten Eitera verlassene oder veräußerte Kinder entsage sie hiermit förmlich auf ihr ganzes Vermögen, und behalte sich nur eine Rente von zweitausend Thalern vor, um, da sie nicht Willens sey, sich zu vermählen, auf dem Lande ihre Tage zuzubringen. Diese Rente könnte Manchem zu groß dünken, aber sie möchte dem Vergnügen, hie und da in der Stille Wohlthaten spenden zu können, nicht entsagen. Als sie schwieg, brachen alle Anwesende in laute Lobeserhebungen über ein so gemeinnütziges Verfahren aus, und die von der Regierung Beordneten vollzogen die gerichtlichen Formalitäten. Unter den Freyern hörte man feynlich die Worte von sonderbarer Einsichtigkeit u. s. w. sollen, doch der laute Jubel der Uebrigen überstimmte sie. Nach abgeschlossnem Geschäft bewirthete sie die Gesellschaft mit ihrer onnuthepollen Weise, und schon den andern Tag zog sie sich in ihre selbstwählte Einsamkeit mit ihrer mütterlichen Freundin zurück, in der festen Ueberzeugung ihre Liebhaber auf immer entfernt zu haben. Aber wie erkante sie, als bald darauf Graf Herrmann, ein sehr achtbarer, kenntnißreicher junger Mann, der lange auf Reisen zugebracht, sich bey ihr melden ließ. Er versicherte sie, daß durch den Entschluß, den sie ihn zum reichsten Mann gemacht, denn er hätte sie schon lange im Stillen verehret,

aber durch ihren großen Reichthum zurückgeschreckt, da er nur ein mäßiges Vermögen beizuge, wollte er nicht das Ansehen haben, als verblende auch ihn die Willon. Jetzt aber ihm gleich geworden, komme er, sie um ihre Hand zu bitten, mit der Versicherung, daß sie auch noch die zweytausend Thaler zu wohlthätigem Zweck verwenden könne, denn seine Einnahme sey mehr als hinreichend, so mäßige Bedürfnisse, wie die Ubrigen, zu befriedigen. Gerührt durch dieses edle Betragen weigerte sie sich nicht, und nach drey Monaten war sie die glücklichste Gattin. Wie sehr man auch in der Stadt über diese neue Sonderbarkeit erstaunte, als die Verlobung dieses Paars bekannt wurde: Ueber eine Million zu besitzen, und sie freymüthig entsagen, um Hülfsbedürftigen ein glückliches Loos zu verschaffen, war ein so unerhörter Fall, daß er den Meisten als ein Vorbote baldigst ausbrechendem Wahnsinn vorlam. Aber als man mit der Zeit einsah, daß es keine glücklichere Ehe gab, fiengen Manche sogar an zu glauben, daß das Bemüßseyn, eine so schöne That verrübt zu haben, doch etwas mehr als leere Worte seyn müsse.

Wichtige Fragen.

In einer gemischten Gesellschaft fand einer der Anwesenden das ihm vorgesetzte Bier etwas schwach, und äußerte sich darüber folgendermaßen: Man habe das Bier auch gar zu sehr — getauft. Ein anwesender Jude fragte lächelnd: wird man denn durch die Taufe schlechter? erhielt aber zur Antwort die Gegenfrage: werden denn die Dukaten durch Bescheidung besser.

Handgreiflicher Beweis.

Einmal sprach man bey dem Herzog von Orleans über die Kniffe der Spitzbuben, und es wurden verschiedene Geschichten als Beispiele davon erzählt. Am Ende äußerte der Herzog, wenn so viele Leute bestohlen würden so sey das lediglich ihre eigene Schuld; denn wenn man nur nicht ins Gedränge gehe, so habe es gar nichts zu bedeuten. Der Polizeydirektor Lenoir, der auch gegenwärtig war, versicherte den Herzog, daß Niemand weniger im Grunde wäre dieses zu beurtheilen als er selbst, indem der Hr. Herzog nie anders als mit Orden behangen und von seinem Hofstaate umgeben ausgehe. Auf diese Art wird sich freylich ein Unbes

sonnter nicht wagen sich Ihnen zu nähern. Wollte seine Durchlaucht aber nur zwey oder drey mal in Privatkleidern und nur von ein oder zwey Personen begleitet sich auswagen, so werde man ihm, ehe er sich dessen versähe, Uhr oder Tabaksdose aus der Tasche mausen. Der Fürst blieb aber bey seiner Behauptung, und schlug sogar eine Weisung vor, welche der Polizeydirektor annahm.

Schon am folgenden Tage holte letzterer den Herzog, welcher in einem schlichten Oberrock ihn erwartete, ab. Beyde gingen mit einander über die neuen Boulevarde einen der am wenigsten besuchten Spaziergänge in Paris, aus der Barriere. Ein unerbaltendes Gespräch und die einsame Gegend um sie her, hatten die Veranlassung zu diesem Spaziergange längst aus ihrem Gedanken gebracht, als sie bey einer Hütte im Feld ein gemeines Weib ansichtig wurden, die ihren etwa zehnjährigen Knaben ganz erbärmlich prügelte. Der Fürst, von Natur mitleidig, trat sogleich hinzu, machte der Frau über ihr unmenssliches Betragen Vorstellungen, und suchte sie zu besänftigen. „Was, schrie diese Regäre ihm entgegen, sie wollen dem Schlingel noch das Wort reden? wenn sie wüßten was es für ein Taugenichts ist, und was er mir schon für Streiche gespielt hat.“ —

Hier warf sich das Kind, welches ein sehr einnehmendes Gesicht hatte, unter einem Strom von Thränen seinem Beschützer in die Arme, um sich den Mißhandlungen der Furie zu entziehen, die sich denn endlich auch erweichen ließ.

„Nun, sagte Lenoir, als er mit dem Herzog wieder allein war, werden Em. Durchlaucht jetzt an die Verschmittheit der Diebe glauben?“

„Wie so?“

„Durchsuchen Sie doch einmal Ihre Taschen.“

Der Herzog that es, und vermischte seine goldene Dose, die ihm der Hube, bloß zur Uebernahme dieser Rolle von dem Polizeydirektor einstweilen aus dem Gefängnisse entlassen, entwendet hatte. Der Fürst, über dessen frühe Verderbtheit erkant, wollte ihn in einer Erziehungsanstalt dem Pfad des Lasters entziehen. Er mußte aber erst seine Strafe ausstehen, denn er war schon vorher mehrmals in den Händen der Ge

So ha...

er hat sich...

erdem so...

er vor...

er war...

er ward...

er schickte...

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der weibliche Sonderling.

Fräulein von Strahlenberg verlor im achtzehnten Jahr schnell ihre beyden Eltern. Als einzige Tochter war sie jedoch von Kindheit an sehr einfach erzogen, gewohnt nur wenige Bedürfnisse zu haben, und in dem Wohlle Anderer ihr eigenes zu finden. So waren die einzigen Freuden ihres Lebens, wenn sie mit ihrem Frühstück den Hunger eines armen Kindes stillen oder durch die Verzichtleistung auf ein neues Kleid die Blöße desselben decken durfte, und nie lächelte ihre Mutter zufriedener, ja ich möchte sagen, segnender auf sie herab, als wenn sie durch Fleiß, Aufmerksamkeit oder Selbstverläugnung irgend etwas geschaffen oder entbehrt hatte, was der hülflosen Armuth zum Trost gereichte. So hatte sie, auf einem Gute lebend, unweit einer Residenzstadt in Deutschland, das achtzehnte Jahr erreicht, als sie erst an dem Todtbette ihres Vaters erfuhr, welch beträchtliche Summen ihr zu Theil würden. Ein halbes Jahr später starb auch ein Oheim, der ihr ebenfalls ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Als Eigenthümerin von mehr als einer Million mit der ganzen Fülle jugendlicher Schönheit ausgeschmückt, konnten ihr die Freyer nicht fehlen. Das Verlangen, wo nicht ihr Herz doch wenigstens ihr Geld zu besitzen, stieg bey ihren Liebhabern zu einer Höhe, vor der ihr schwindelte. Sie drohten sogar mit Selbstmord. Und sie segnete den Einfall ihrer Vormünder, die sie nöthigten, Geschätzten halber die Stadt auf eine Zeitlang mit ihrer Gouvernante zu bewohnen. Aber auch da wurde sie bald von Heurathslustigen aller Art belagert. Doch an einem Morgen ward ihre Thür Jedermann verschlossen, und alle Kommenden auf über acht Tage Abends um sieben Uhr bestellt, wo das Fräulein bey einer wichtigen Handlung ihre Gegenwart wünschte. Punkt sieben Uhr trafen am bestimmten Tage die ehe lustigen Herren ein, jeder in der festen Ueberzeugung, daß das Fräulein eine Wahl zu treffen gesonnen seye, und auf ihren Gesichtern las man, daß keiner ohne Herzklopfen zweifelte, daß er nicht der Glückliche sey, der Hand und Herz nebst der Million davon tragen würde.

Sie fanden sie festlicher gekleidet als je, und in einer Stimmung, die durch freundliche Nührung und Wehmuth ihr ganzes Wesen zu verklären schien. Außer ihrer Erzieherin umgaben sie ihre beyden Vormünder nebst mehreren Mitgliedern der fürstlichen Regierung, durch welche sie die Erlaubniß, die ihr nöthig war, ausgewirkt hatte. — Mit der lebenswürdigsten Bescheidenheit erklärte sie, daß sie den Vorzug, reich zu seyn, stets als eine Anweisung von Gott betrachtet habe, ihn zum Besten der leidenden Menschheit anzuwenden. Nicht das Loos einer Menge Straßenbettler festzusetzen, sey ihr Wille; denn die genaueste Beobachtung habe sie belehrt, daß diese jubringliche Klasse von Armen selten mehr als ein Almosen, das sie nur vor augenblicklichem Hunger schütze, verdienen. Aber zu einer Stiftung für hilflose Wittwen und Waisen oder von schlechten Eltern verlassene oder versäumte Kinder entsage sie hiermit förmlich auf ihr ganzes Vermögen, und behalte sich nur e'ne Rente von zweytausend Thalern vor, um, da sie nicht Willens sey, sich zu vermählen, auf dem Lande ihre Tage zuzubringen. Diese Rente könnte Ranchem zu groß dünken, aber sie möchte dem Vergnügen, hie und da in der Stille Wohlthaten spenden zu können, nicht entsagen. Als sie schwieg, brachen alle Anwesende in laute Lobeserhebungen über ein so gemeinnütziges Verfahren aus, und die von der Regierung Beordneten vollzogen die gerichtlichen Formalitäten. Unter den Freyern hörte man freylich die Worte von sonderbarer Einfeltigkeit u. s. w. fallen, doch der laute Jubel der Uebrigen überstimmte sie. Nach abgeschlossnem Geschäft bewirthete sie die Gesellschaft mit ihrer anmuthsvollen Weise, und schon den andern Tag zog sie sich in ihre selbstgewählte Einsamkeit mit ihrer mütterlichen Freundin zurück, in der festen Ueberzeugung ihre Liebhaber auf immer entfernt zu haben. Aber wie erstaunte sie, als bald darauf Graf Herrmann, ein sehr achtbarer, kenntnißreicher junger Mann, der lange auf Reisen zugebracht, sich bey ihr melden ließ. Er versicherte sie, daß durch den Entfugungs Akt sie ihn zum reichsten Mann gemacht, denn er hätte sie schon lange im Stillen verehrt,

aber
gesch
bein
als
aber
ihre
daß
woh
seine
mäß
frei
gen
nate
sehr
Son
dies
Mill
sage
Loos
Fall
bald
Aber
keine
soga
eine
etwa

In
der
etwa
folge
gar
Jude
die
Antr
Duka

Einf
leant
es wu
weise
Herzo
den s
denn
gehe,
Der
wärti
Niem
zu be
Herzo
und v
Auf d

aber durch ihren großen Reichtum zurückgeschreckt, da er nur ein mäßiges Vermögen besaß, wollte er nicht das Ansehen haben, als verblende auch ihn die Millon. Jetzt aber ihm gleich geworden, konnte er, sie um ihre Hand zu bitten, mit der Versicherung, daß sie auch noch die zweytausend Thaler zu wohlthätigem Zweck verwenden könne, denn seine Einnahme sey mehr als hinreichend, so mäßige Bedürfnisse, wie die übrigen, zu befriedigen. Gerührt durch dieses edle Betragen weigerte sie sich nicht, und nach drey Monaten war sie die glücklichste Gattin. Wie sehr man auch in der Stadt über diese neue Sonderbarkeit erstaunte, als die Verlobung dieses Paares bekannt wurde: Ueber eine Million zu besitzen, und sie freywillig entsagen, um Hilfsbedürftigen ein glückliches Loos zu verschaffen, war ein so unerhörter Fall, daß er den Meisten als ein Vorbote baldigst ausbrechendem Wahnsinn vorkam. Aber als man mit der Zeit einsah, daß es keine glücklichere Ehe gab, stiegen Manche sogar an zu glauben, daß das Bemühtseyn, eine so schöne That verübt zu haben, doch etwas mehr als leere Worte seyn müsse.

Wichtige Fragen.

In einer gemischten Gesellschaft fand einer der Anwesenden das ihm vorgesezte Bier etwas schwach, und äußerte sich darüber folgendermaßen: Man habe das Bier auch gar zu sehr — getauft. Ein anwesender Jude fragte lächelnd: wird man denn durch die Taufe schlechter? erhielt aber zur Antwort die Gegenfrage: werden denn die Dukaten durch Beschneidung besser.

Handgreiflicher Beweis.

Einst sprach man bey dem Herzog von Orleans über die Kniffe der Spitzbuben, und es wurden verschiedene Geschichten als Beispiele davon erzählt. Am Ende äußerte der Herzog, wenn so viele Leute bestohlen würden so sey das lediglich ihre eigene Schuld; denn wenn man nur nicht ins Gebränge gehe, so habe es gar nichts zu bedeuten. Der Polizeidirektor Lenoir, der auch gegenwärtig war, versicherte den Herzog, daß Niemand weniger im Stande wäre dieses zu beurtheilen als er selbst, indem der Hr. Herzog nie anders als mit Orden behangen und von seinem Hofstaate umgeben ausgehe. Auf diese Art wird sich freylich ein Unbes

kannter nicht wagen sich Ihnen zu nähern. Wollte seine Durchlaucht aber nur zwey oder drey mal in Privatkleidern und nur von einer oder zwey Personen begleitet sich auswagen, so werde man ihm, ehe er sich dessen versähe, Uhr oder Tabakdose aus der Tasche mausen. Der Fürst blieb aber bey seiner Behauptung, und schlug sogar eine Bitte vor, welche der Polizeidirektor annahm.

Schon am folgenden Tage holte letzterer den Herzog, welcher in einem schlichten Oberrock ihn erwartete, ab. Beyde gingen mit einander über die neuen Boulevards, einen der am wenigsten besuchten Spaziergänge in Paris, aus der Barriere. Ein unterhaltendes Gespräch und die einsame Gegend um sie her, hatten die Veranlassung zu diesem Spaziergange längst aus ihren Gedanken gebracht, als sie bey einer Hütte im Feld ein gemeines Weib ansichtig wurden, die ihren etwa zehnjährigen Knaben ganz erbärmlich prügelte. Der Fürst, von Natur mitleidig, trat sogleich hinzu, machte der Frau über ihr unmenschliches Betragen Vorstellungen, und suchte sie zu besänftigen. „Was, sagte diese Megäre ihm entgegen, sie wollen dem Schlingel noch das Wort reden? wenn sie wüßten was es für ein Taugenichts ist, und was er mir schon für Streiche gespielt hat.“

Hier warf sich das Kind, welches ein sehr einnehmendes Gesicht hatte, unter einem Strom von Thränen seinem Beschützer in die Arme, um sich den Mißhandlungen der Furie zu entziehen, die sich denn endlich auch erweichen ließ.

„Nun, sagte Lenoir, als er mit dem Herzog wieder allein war, werden Ew. Durchlaucht jetzt an die Verschmittheit der Diebe glauben?“

„Wie so?“

„Durchsuchen Sie doch einmal Ihre Taschen.“

Der Herzog that es, und vermißte seine goldene Dose, die ihm der Hube, bloß zur Uebernahme dieser Rolle von dem Polizeidirektor einstweilen aus dem Gefängnisse entlassen, entwendet hatte. Der Fürst, über dessen frühe Verderbtheit erstaunt, wollte ihn in einer Erziehungsanstalt dem Pfade des Lasters entretten. Er mußte aber erst seine Strafe aussehen, denn er war schon vorher mehrmals in den Händen der Ges

So hatte Herr Lenoir seine gewonnen.

Er hat sich fangen lassen.

In Amsterdam kam ein Jude zu einem Mann, und wollte von ihm auf Zusich die er vorgeigte, 12,000 Gulden ges haben. Der Kaufmann befragte Ken- und sie waren einig, daß die Juwelen stens 20,000 Gulden werth seyen. Dem ward das Geld gegeben, und er gab das Kästchen mit den Juwelen hin, vielmehr ein anderes, das er in der mindigkeit für das ächte unterschob); siegelte es mit seinem Pesehaft, und davon.

Die bestimmte Zeit der Auslösung war lange verstrichen; der Kaufmann, der besorgt, ließ einen Notarius kom- und öffnete in dessen Gegenwart das hen; es war angefüllt mit Sand. Kaufmann kannte den Juden nicht; Name, den sich dieser gegeben, war erdichtet gewesen, er befand sich scheinlich nicht mehr in Holland; wie nun wieder finden? Der Kaufmann zu einem Advokat, und dieser ertheilte folgenden Rath, der auch getreu aus- hret wurde. Der Kaufmann ließ nämlich ibend seine Fensterladen nicht zumachen, ß die Fenster einschlagen, und am en Tage fand man folgende Nachricht en Zeitungen: „Es ist bey dem Kauf- n N. N. Nachts ein großer Diebstahl b Einstelgen in die aus Nachlässigkeit i gelassenen Fenster geschehen; es sind n genannte Sachen entwendet worden w. Vorzüglich ist es ihm aber um ein chen mit Juwelen zu thun, welches nur anvertraut war; er bietet demjenig der ihm Nachricht davon zu geben ß, eine ansehnliche Belohnung an.

Die List gelang; der Jude, der von allem zu unterrichtet wurde, kam bald zum schein und sagte: „Da ihr euer Haus schlecht verwahrt und nicht einmal die sterladen zugemacht habt, so trifft der lust des Pfandes nicht mich als Eigen- mer, sondern euch als Pfandinhaber; müßet mir also entweder die Juwelen zu schicken, oder die übrigen 8,000 Gulden her- zeigen, weil das Kästchen auf 20,000 Gul- tagirt wurde.“ Wehe wollte man nicht,

als daß der Jude sich wieder melde; er wurde sogleich zum Instruktionsrichter ge- führt, wo das Dokument des Notarius gegen ihn zeugte.

Der Mönch und der Räuber.

In den ersten Tagen des Monats August 1787 pilgerte ein reitender Mönch nach Lufarche. Unterwegs begegnete ihm ein Mensch, ebenfalls zu Pferde, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Der Unbekannte schien ein guter Gesellschafter zu seyn; er erzählte mancherley Abenteuer mit Bers stand und Laune. Der Fremde fragte den Mönch wohin er wolle? er erwiderte: er sammle milde Gaben für sein Kloster, das Güter bey Lufarche habe. „Ich bin aus Lufarche, versetzte der Erstere, und kehre von einer Reise zurück wieder heim. Aber ihr habt einen großen Umweg gemacht; ich weiß einen weit kürzern Weg durch den Wald.“

Dem Mönch war das angenehm, und sie setzten ihre Reise gemeinschaftlich fort. Als sie in den Wald gekommen waren, stieg der Fremde vom Pferde, ergriff die Zügel des Pferdes des Mönchs, und forderte drohend von diesem sein Geld. „Ich habe euch für einen ehelichen Mann gehalten, sagte der Angefallene: wie könnt ihr mir Geld abfor- dern?“ „Hier hilft kein Sprechen! schrie der Räuber trotzig, gebt das Geld, oder ihr seyd des Todes.“ — „Ich darf kein Geld bey mir tragen, wie ihr wißt, ver- setzte der Mönch ängstlich, aber laßt mich Absteigen und zu meinem Knecht gehen, der mir in der Entfernung nachfolgt, so will ich euch tausend Franken bringen.“

Der Räuber willigte ein. Der Mönch stieg vom Pferde, ging zurück, und kehrte bald mit einem vollenbeutel wieder, und warf ihn dem Räuber vor die Füße, mit den Worten: Da habt ihr die tausend Franken.“ Dieser warf sich sogleich auf das Geld. In dem Augenblicke zog aber der Mönch ein Pistol, das er dem Knechte abgenommen und in seinem langen weiten Ärmel verborgen hatte, hervor, und schoß ihn über den Haufen. Er schwang sich nun auf sein Pferd, ritt in den nächsten Flecken, zeigte die That an, und man schickte ihn in Begleitung von bewaffneten Gendarmen in den Wald zurück. Hier fand man den

totden Körper noch auf dem Sacke mit Geld liegen. Bey der Untersuchung fand man Dolche, Waffen und Instrumente aller Art, aber auch sechs Pfaffen von verschiedener Größe in seinen Taschen. Man pfiß, und es kamen auf dieses Zeichen gleich zehnen gewaffnete Kerle hinzu. Es gab einen blutigen Kampf, zwey wurden erschossen, die übrigen acht aber als Gefangene weggeführt.

Die Sciotin.

(Aus dem Spectateur oriental.

Zu Cognia, im Innern Kleinasiens, lebte ein Türke, der an den Greuelthaten auf Scio Theil genommen hatte. Eine junge schöne Griechin dieser Insel war seine Beute geworden; er zwang sie in der Folge Mahomed's Glauben anzunehmen und sein Weib zu werden. Als einst in der Nacht der Muselman in tiefsten Schlaf versunken war, erwachte die Sciotin; düstere Gedanken, schauerhafte Erinnerungen bemächtigten sich ihrer Seele. . . Sie hatte einst blutige Rache geschworen. . . Günstig bietet sich ihr der Augenblick dar. . . Schnell ergreift sie ein Messer, durchbohrt das Herz ihres Gemahls, zieht das Mordwerkzeug heraus, und schneidet ihm, in wilder Begeisterung, den Kopf ab. . . In diesem Augenblicke aber weichen die Geister der Rache. . . vollbracht ist, was sie geschworen! . . . Die Natur findet ihr Recht auf ein Herz; das sie zur Liebe, nicht zum Verbrechen, schuf; die junge Sciotin sinkt dahin, und bleibt lange ohnmächtig, bewegungslos. . . Wieder zu sich gekommen, benimmt ihr das gräßliche, sich ihr darbietende Bild allen Muth; sie kann nicht stehen, verliert noch einmal ihr Bewußtseyn, und bleibt in diesem Zustande den größten Theil des Tages. . . Endlich entschließen sich die Nachbarn, die Thüre jenes blutigen Gemachs zu öffnen. Sie erblicken auf der einen Seite die Leiche des Türken, auf der andern ein Weib, das dem Augenblicke ihrer Verhaftung entgegen zu sehen schien. „Hier bin ich, rief sie ihnen entgegen, ich habe ihn ermordet!“ — Wie, ihr habt Euern Gatten ermordet? „Ja, ich habe das Ungeheuer gesödet, das in meinem Vaterhause, auf Scio, mit erbarmungsloser Grausamkeit, meine Eltern, meinen Gatten, mein Kind niedermezzelte, mich entführte, hierher schleppte, mich zur Türkln umwandeln

wollte, während ich in der That Griechin bleiben will!“ — Sie wurde zum Pascha geführt. — Bereits bemalte sich das Volk, um Zeuge der Hinrichtung des schönen Weibes aus Scio zu seyn. Aber als der Pascha mit Aufmerksamkeit die Erzählung angehört hatte, sprach er: „Das Wort der Gnade aus, und schickte sie gekränkt nach Hause. Die Muselmänner staunten über diese Handlung ihres Paschas, obgleich sie in diesem Falle, wie in so vielen andern, den Willen der Vorsehung erkennen sollen. . . Alle Umstände, die der erzählten Geschichte fügt der Herausgeber des Smyrnaschen Zuschauers hinzu, von mehreren achtungswürdigen Bewohnern Cognia's bestätigt worden.

Schrecklicher Brand in der Stadt Jassy.

(Mit einer Abbildung).

Das Jahr 1827 war besonders an fürchterlichen verheerenden Gemittern merkwürdig, die theilweise großen Schaden und viele Ueberschwemmungen verursachten. In allen Gegenden las man darüber die traurigsten Nachrichten. Auch an großem Brandunglück zeichnet sich dieses Jahr vor andern aus. Nicht allein durch das Einschlagen von Blitzes entstanden viele Feuersbrünste, sondern durch unglückliche Zufälle oder Bosheit der Menschen in verschiedenen Ländern Tausende von Häusern und Obdach beraubt worden. Einer der bedeutendsten dieser letztern ist der in der uralten Stadt Abo, in Finnland, ausgebrochene Brand, welcher am 4. September 1827 beynahe den größten Theil der Stadt zerstörte. In demselben Hause brannte die alte Domkirche ragt noch aus den Ruinen hervor. Aber schrecklicher als alles dieses war der am 1. August 1827 zu Jassy, Hauptstadt der Moldau, ausgebrochene Brand. (Siehe die gegenüberstehende Abbildung).

Hier folgt die nähere Beschreibung dieses schrecklichen Unglücks, aus den Briefen des dortigen Augenzeugen gezogen: „Der stürmische Tag war für die Stadt Jassy ein Tag des Jammers und der Verzweiflung. Um halb 3 Uhr Nachmittags brach plötzlich dem Hause des Spatar Ilie James, in der Nähe des russischen Consulates, Feuer aus. Der heftigste Nordwestwind trug die brennenden Schindeln des Daches augen-

in der Thor
a mill" -
- Vertrie
am Frage der
es aus Ecu
ie Aufmerksa
horte, sprac
und schick
Die Musik
adlung we
Takt, wie
er Verles
le Umstände
der der
sa werb
würdigen
den.
in der Stadt
Abteilung,
besonder
Emittent
en Schaden
en verurthe
dänderlin
an groß
tes Jahr
nd Einfu
Fuererbr
de oder
Lauten
abt worden
legieren
Finanz
er am
ächsten
n verwan
och aus
r als alle
Jahn, H
aus Brand
ildung),
eschreibung
den Frei
ogen: -
nd Jasso
ergewiss
broch p
Wie J
onsulats
reimind
g Dacht



Schreckli-her Brand in der Stadt Saffy.

blicklich in verschiedene in jener Richtung gelegene Quartiere der Stadt, und in Zeit von einer Viertelstunde standen schon mehr als zehn Häuser auf mehreren von einander entlegenen Punkten in vollen Flammen. Immer wüthender brauste der Sturm, und gleich einem Meere wogten die fürchterlichen Flammen, und ergriffen mit unglaublicher Schnelligkeit Alles auf ihrem Wege. Alle menschliche Hülfe war unmöglich, und jedermann froh, nur das Leben retten zu können. Mehr als ein Drittel der Stadt, und zwar der schönste Theil derselben, ist abgebrannt. Gegen achthundert Häuser, worunter der Fürstenhof (die Residenz des Hospodars) mit allen Kanzleien und Archiven, die Palläste der Bojaren Koznoman, Ghita, Palladi, Kalmachi u. s. w., fast alle Waarenlager, funfzehn Kirchen, worunter auch die Metropole und das katholische Kloster, sind ein Raub des wüthenden Elementes geworden. Die Flammen umzingelten mit Blitzesschnelle vorzüglich die zum Fürstenhof führende Hauptstraße, und da die Straßen hier nicht mit Steinen gepflastert, sondern bloß mit Dielen belegt sind, und diese auch gleich Feuer fiengen, so ward hierdurch Vielen, welche mit Rettung von Habfeligkeiten sich verspäteten, jeder Ausweg versperrt. Der Schaden ist unermesslich. Der Fürst selbst hatte kaum so viel Zeit, sich mit den Seinigen durch eine Hintertür zu retten. Ueber zehntausend Menschen sind ganz ohne Obdach und Habfeligkeiten, und ihren verzweiflungsvoll umher.

Ueber alle Beschreibung fürchterlich war, vorzüglich bey einbrechender Nacht, der Anblick einer Strecke von beynabe einer halben Meile in hellen Flammen. Zu allen diesen Schrecknissen gesellte sich noch der Umstand, daß man gezwungen war, sämmtliche Straßen linge aus den Kernern zu entlassen, da die Frohnfeste Temnitsa, wo sie eingesperrt waren, ebenfalls in Brand gerieth. Diese Vorfälle, in Verbindung mit andern Gesindel, bedrohten den übrigen Theil der Stadt mit Plünderung: nur den angestrengtesten Bemühungen der Behörden und Einwohner, wobei sich die österr. Unterthanen besonders auszeichneten, gelang es, diese Rotte im Zaum zu halten und neues Unglück abzuwenden. Gräßlich war das Schauspiel, als die blutroth aufgehende Sonne am fol-

genden Morgen die Trümmer dieser lichen Stadt beleuchtete und man an Stellen, wo gestern noch üppiger stand herrschte, unter Ruinen mit Verlung ringende Menschen umherirren welche zum Theil damit beschäftigt waren verbrannte Leichname ihrer Angehörigen aus dem Schutt hervorzugraden. — dem Augenblicke, wo ich dieses Schreiben schloß, steht neuerdings ein Theil der in hellen Flammen; der fürchterlichste Schraust fortwährend; nur die Allmacht uns vor gänzlichem Untergange schützen.

Ein zweytes Schreiben, aus dieser glücklichen Stadt, vom 3. August d. gab folgende weitere Umstände über dieses schreckliche Brandunglück:

Am 1sten, gegen Abend, legte sich der tige Wind, und somit wurde, Dank der Vorsorge, der noch übrige Theil der Stadt von der Wuth der Flammen verschont. Alles, was ich in meinem Schreiben d. 1sten d. M. gemeldet habe, ist, nach meiner Erkundigung, leider nur zu wahr, die Zahl der abgebrannten Gebäude, der in den Flammen umgekommenen Menschen noch größer. Stündlich werden neue Leichen aus dem Schutte hervorgezogen. Ohne Vergleich bedeutender ist der durch die letzte Feuersbrunst angerichtete Schaden, welchen diese unglückliche Stadt durch den Brand im Jahr 1821 erlitten hatte. Damals war der größte Theil der Einwohner (wegen der Unruhen in den Fürstenthümern) abwesend; die Häuser der Handelsbuden standen beynabe leer, und überdies war das schönste und volkreichste Quartier verschont, welches jetzt ein Raub der Flammen geworden ist. Fast alle hochgefüllten Waarenlager, die vorzüglich die Palläste der Stadt, und die schönsten Kirchen sind zerstört. Es ist ein über alle Beschreibung gräßlicher Anblick, eine Strecke von beynabe einer halben Stunde in einem rauchenden Schutthaufen, und die Straßen und Plätze mit Leichen der vielen verunglückten Menschen und verbrannten Haushier bedeckt zu sehen, welche, bey der großen Hitze die Luft verpesten. Zu allen diesen Schrecknissen gesellte sich noch die durch das Raubgesindel verursachte Unsicherheit, das bereit an mehreren Orten Feuer anzulegen, um desto leichter ihr Wesen treiben zu können.

Der Arzt und der Kranke.

Der Arzt verschrieb einem seiner Patienten ein Bad. Da er am andern Tage wieder um zu vernehmen, wie sie gewirkt hat, erfuhr er zu seinem größten Erstaunen, daß sich der Kranke im Bade befände. Der Arzt, der dieß mehr für schädlich als für heilsam hielt, eilte sogleich nach dem Orte, der Patient habete. „Aber, wer in allen Umständen ein Bad zu nehmen?“ fragte ihn der Doktor an. „Sie selbst, erwiderte der Kranke, denn auf der Etikette des Glases stand ja: täglich dreißig Tropfen Wasser zu nehmen.“

Die Schöpfung des Weibes.

Gott schuf der Weiber Erste,
Nicht aus des Mannes Scheitel,
daß sie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
daß sie nicht lüstern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
daß sie nicht schwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
sie horchte sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Händen,
sie griffe sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Füßen,
sie liefte sonst nach allem;
Er schuf sie aus der Rippe,
der unbescholtenen Rippe;
doch haben ihre Töchter
von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen.

Guter Rath.

Begehre nie ein Glück zu groß,
Und nie ein Weib zu schön;
Der Himmel könnte dir dieß Loos
Im Zorne zugesiehn!

Der Wetterbezeichner.

Was ist für Wetter?“ fragte Jemand eines Abends seinen Bedienten. Dieser gieng hinaus und kam mit der Antwort zurück: Es ist gar kein Wetter, sondern bloß finster.“

Das Rechen-Exempel.

Als ein Wittmer von 57 Jahren zur zweiten Ehe schritt, und ein 17jähriges Mädchen

wählte, sagte einer seiner Bekannten: Das ist ein schweres Rechen-Exempel; 57 von 17 kann ich nicht — da muß ich borgen.

Liebeserklärung des Juden Schmuel.

Interessante Rebeckchen!

Versehn Sie de Manier meiner Person, daß ich mer de vollendete Freiheit bedien, Ihnen, göttliche Rebeckche, meine Herzens-Idée vorsudeklamiren. — Seyn Sie von de vorsüchlichste Grausmuth und schenken Sie mer Entree in Ihr Gehör! — Versehn Sie meine unschuldige lebenswürdige Sündlichkeit! — Ich hab' keine Ruh auf der Welt, als ich nicht sollte Ihnen gestehen, daß — Gott! ich bin der unglücklichste Mann von de Männer! auf Ehr', ich bin pulverseserirt! — Sagn Sie mer böß wegen de Freiheit? — Es muß heraus, mag es mer auch ankommen, wie es will. Ja, Rebeckche, versehn Sie Rebeckche, ich liebe Sie! — Gott! — Es ist heraus — ich bin tauft — de Welt wert finster! Straußen Sie mich nicht zu den Dolch der Verzweiflung — Sagen Sie mer mit einem Wort, wollen Sie mich lieben traueste Rebeckche? — Schämen Sie sich nicht, heitern Sie mich auf, entdecken Sie mer Ihr Herzche! Sagen Sie nich mehr: „Galt Sie furt meschanter Schmuel!“ Gott! wie schain waren Sie da in de Hitz! — Habent Sie mich wohl bemerkt in de Theater, wie ich hab' geseufft bei dem Hamlet, als er hat gesagt: Sagn oder nicht sagn? — Ich hab' gedacht: Was is de Welt ohn' mein Rebeckche! — Ihre Papa hab ich schon gewonnen; ich hab ihn lassen verdien viel Profitge, ohne Interesse, Alles um de Rebeckche. Gott, versehn Sie, ich verliere de Muth und de Manier zu leben, ohne mein Rebeckche. Sagn Sie grausmüthig, geliebtes deutsches Mädchen! nehmen Sie mich aus Patriotismus, ich bin ein deutscher Mann, Sie können nur glücklich seyn mit mich. — Ich bin reich, ich bin klug, Gott, Rebeckche — ich schäme es mir zu sagen — ich bin ser hübsch! — Sie müssen mich lieben — Sie müssen den Schmuel glücklich machen, Sie müssen mer aufschließen Ihr schaines Herzchen, und mich drinn empfangen als Ihr Alles, als Ihr Leben. Thuen Sie es bald, mein gezuertes Rebeckche, sonst werden Sie finden aus Liebe geröddet Ihren Schmuel.

Ein Beyspiel von Lebens-Ueberdruß.

In verfloffenen September hatte sich ein Irländer, Namens Vanfallone, welcher im Besiz von 15 000 Fr. Renten war, aus Meslanckolte (Spleen) in seinem Zimmer erhenkt. Den Abend zuvor war derselbe zu einem Nachbarn gegangen, um einen Hammer zu entlehnen. „Ich habe wohl einen,“ sagte er, „allein er ist mir für das, wozu ich ihn brauche, zu leicht.“ Am folgenden Abend, als er den Hammer zurückbrachte, sagte er, er habe ihn deswegen den ganzen Tag behalten, bis er sich versichert habe, sein Nagel sey solid eingeschlagen. Ein dünner Strick mußte ihm während des Versuchs zerrissen seyn; allein dieß hatte ihn in seinem Vorsatz nicht irre gemacht; denn er kaufte sich bey einem in der Straße wohnenden Sellar einen stärkern. In seinem letzten Willen befahl er, dem Pförtner 25 Fr. für verschiedene Gänge auszuzahlen, welche derselbe wegen seiner Beerdigung zu thun haben würde; ferner 100 Fr. für einen Leichenschmauß. Er erklärte schriftlich an einer Krankheit gelitten zu haben die zwar nicht unheilbar sey, aber er habe sich nicht die Mühe geben wollen, die Aerzte darüber zu Rathe zu ziehen.

Kampf mit einem Löwen.

Gert Scheyers, ein Bauer von der Meerenge von Eradoct, in Süd-Afrika, war auf der Jagd, begleitet von einem seiner Nachbarn; bey einer Quelle angekommen, die wie gewöhnlich von hohem Rohr und Binsen umgeben war, gab Gert seine Flinte seinem Kameraden, und stieg ab, um Wasser zu holen. Allein kaum hatte er sich der Quelle genähert, als ein ungeheurer darnesben liegender Löwe auf ihn losstürzte, und ihn am linken Arm packte. Obgleich unversehens ergriffen, blieb unser Mann dennoch unbeweglich, und strengte sich nicht im geringsten an, um sich los zu machen, indem er wohl wußte, daß auf den geringsten Versuch, zu entweichen, sogleich der Tod folgen würde. Das Thier blieb ebenfalls unbeweglich, indem es den Arm des Bauern zwischen seinen Zähnen zusammen klemmte, ohne ihn jedoch stark zu beißen, und indem es zugleich die Augen schloß, gleichsam als wollte es dem Anblick der Todesangst seines Opfers sich entziehen. Gert machte in dieser schrecklichen Lage seinem Kameraden ein Zeichen,

sich zu nähern, und dem Löwen eine durch den Kopf zu jagen. Dieß war leicht zu vollziehen, weil das Thier in seine Augen geschlossen hielt, und weil serdem der Leib des Gerts es hinderte wahr zu werden, was vor ihm vorging. Allein der Gefährte des Gerts war zu feig und statt zu thun, was sein Freund ihm deutete, und so ihm zu helfen, begann damit, sich selber auf einen benachbarten Felsen klüglich zu retten. Die Jäger Landes behaupten, daß wenn Gert ein wenig länger standhaft ruhig geblieben wäre, das Thier ihn wieder hätte fahren und ner Wege gehen lassen, ohne ihm was zu thun; wenigstens, sagen sie, sey dieß geschehen. Allein der arme Kolonist, er rüßet über die Verzagttheit seines Kameraden, und ungeduldig, sich so zurückgehalten zu sehen, zog endlich sein Messer heraus (eine Waffe, die jeder Kolonist des Innern immer in einer Scheide an seiner Seite trägt), und stieß es mit der ganzen Stärke seines rechten Armes dem Thier in die Seite. Die Wunde war tödlich; denn Gert war eben so stark, als kühn; allein die Wunde war doch nicht schnell genug, um ihm das Leben zu retten; der wüthende Löwe strengte sich nun auf's äufferste an, um seinen Gegner zu Boden zu strecken, welcher seinerseits all seine Kräfte anstrengte, um ihn von seiner Leibe fern zu halten. Der Löwe zerfleischte während seinem Todeskampfe schrecklich die Brust und die Arme Gerts auf eine schauderhafte Weise, bis er endlich, vom Blutverlust entkräftet, zusammenstürzte, und Gert neben ihn hinsiel... Jetzt erst wagte sich sein feiger Gefährte, der die ganze Zeit von dem Felsen herab dem Kampfe zugeschaut hatte, herunterzusteigen. Er holte für seinen zerfleischten Freund Hülfe, um ihn in ein Haus zu tragen; aber Gert verschied nach 3 Tagen.

Gehalt verschiedener Nahrungsmittel.

Die französischen Akademiker Percy und Bauquelin gaben dem Minister des Innern vor einiger Zeit folgende vergleichende Uebersicht des Gehalts an Nahrungstoff in verschiedenen Nahrungsmitteln: 100 Pfund Gemüse und weiße Rüben enthalten 8 Pfund Nahrungstoff; gelbe Rüben 14; Kartoffeln 25; Fleisch 35; Brod 80; Saubohnen 89; Saamen; Bohnen 92; Erbsen 93; Linfen 94.

Der kleine Wollkrämer.

(Mit einer Abbildung.)

einem Dorfe, in der Graffschaft York, England, hatte ein Bauer mehrere Lämmer. — Der dritte davon, Namens Johann, sah ein daß er sich keine Hoffnung auf das Bauergut seines Vaters machen konnte, und blickte daher traurig in die Zukunft. Einstmals sprach man mit seinem Vater über die Schönheit der Wolle in Leicester, und über den Gewinn den man Handel mit derselben machen könnte. Dieses machte einen so großen Eindruck auf den Knaben, daß er sogleich gedachte einen solchen Handel anzufangen, ohne jedoch zu wissen wie er es dazu bringen könnte. Er entschloß sich, heimlich dorthin zu reisen. Ein Ueberrock, ein Paar Schuhe, ein Eisen beschlagener Stock, um sich gegen Bölle zu vertheidigen, waren alles was der kleine Johann mit sich nahm. Uebrigens hatte er weder Geld noch Geldwerth. So kam er nach der Graffschaft Warwick und lebte nun von wilden Früchten und von der sparsamen Barmherzigkeit der Dorfwohner.

Er sah viele schöne Wolle und hatte große Lust sie zu kaufen; aber er sah auch, daß, um Kaufmann zu seyn, man Geld brauche. Zufällig hörte er Abends erzählen, daß ein vornehmer Herr, dessen Gutthätigkeit man nicht genug rühmen konnte, so den wieder auf seinen Gütern bey Warwick angekommen wäre. Er entschloß sich zu diesem zu gehen, sich als Wollhändler vorstellen zu lassen, und ihn um einen kleinen Geldvorschuß zu bitten.

Der Baron v. Balmore verwunderte sich nicht wenig, da er ein Kind sah, das sich für einen Wollhändler ausgab. Johann machte ihm aber eine so lebhafte Beschreibung von seinem Plan, daß er sich nicht weigerte ihm eine kleine Summe anzuvorleihen. Aus der Offenheit des Knaben und dessen Betragen konnte er leicht abnehmen, wie Aufrichtigkeit sey eben nicht Wirkung der Verstellung. Johann, in seiner Freude über die Bekommenheit, machte sogleich Gebrauch von der geliehenen Summe; und sey es, daß er wirklich schon Kenntnisse besaß, oder daß die Einwohner von Leicester sich

ein Gewissen daraus machten, einen so kleinen Knaben zu betrügen; kurz der Einkauf war sehr vortheilhaft. Mit seiner Wolle reifete er nun in die Derschäften, wo entweder die Schaafseiden oder Tuchfabriken waren, und setzte so seinen Handel fort. Eines Tages erfuhr Johann, daß der Baron, der ihm das Geld vorgeschossen, sich wieder auf seinen Gütern befände. Sogleich eilte er zu ihm und sagte: „Gnädiger Herr, was sie mir geliehen haben, hat Nutzen gebracht, hier stelle ich ihnen den mir so gütig gemachten Vorschuß wieder mit der innigsten Dankbarkeit zu; mein kleiner Gewinn ist hinreichend meinen Handel fortzusetzen. Gott segne sie dafür, daß sie Mitleiden mit mir hatten.“ Der Baron, sowohl über den Rechtsschaffenheit des kleinen Wollkrämers erfreut, drang in ihn das Geld zu behalten. „Nein, mein Herr, dies wäre ihre Güte mißbraucht, ich kann es nicht entbehren, und sie wieder einen andern Armen damit aufhelfen, allein erlauben sie mir, daß ich zuweilen zu ihnen kommen und ihnen von meinem Handel, dessen erste Quelle ihre Wohlthätigkeit war, Rechnung ablegen darf.“ Der Baron erkaunte über den Verstand des Knaben, versprach ihm, in jedem Falle mit Rath und That an die Hand zu geben. Johann eilte zurück, um neuen Ankauf von Wolle zu machen. Durch richtige pünktliche Zahlung erhielt er immer mehr Kredit, dann kaufte er Pferde und einen Wagen, und fuhr nun seine Waare selbst. Unterwegs traf er einmal seinen Wohlthäter an, welcher, nachdem er ihm die Rechnung von seinem vortheilhaften Handel vorgelegt, sich wunderte, ihn noch immer in der alten Kleidung, die er bey der Entweihung aus dem väterlichen Hause trug, zu finden. „Bessern sie, sagte er, daß ich durch einen besseren Anzug die Räuber anlocke, mein so sauer erworbenes Gut mir wieder zu nehmen; oder daß Wirths mich betrügen sollen? Ein Mensch der gut angezogen ist, muß auch gut essen, trinken und schlafen. In meinem groben Rocke begnüge ich mich mit einem Stücke Käse und Brod. schlafen neben meinen Thieren im Stalle, damit ich ihnen ihr Futter zur rechten Zeit geben kann. Er kaufte nun auch andere Waaren, die er

D

auf der Rückreise wieder umtauschte, und vermehrte dadurch sehr seinen Gewinn.

Eines Abends kam er vor das Haus seines Vaters noch immer in der alten Kleidung, sein älterer Bruder, welcher ihn so gleich erkannte, rief voller Freude in der Hausflur: Ach, mein armer Bruder! Nun lief Vater, Mutter und Geschwister eilig herzu, und umarmten den wiedergefundenen Bruder und Sohn. (Siehe die gegenüberstehende Abbildung dieser Scene). O, du armes Kind, du trägst ja noch die nämliche Kleidung, die du bey deiner Entweichung anhattest, sagte die Mutter, indem sie ihn an ihre Brust drückte. Ja, liebe Mutter, erwiederte Johann: Ich habe sie behalten, um meiner lieben Eltern mich um so mehr täglich zu erinnern. Nun wollten Alle seine Geschichte hören, zuvor aber, sagte er, müßt Ihr die Geschenke, die ich Ihr bestimmt habe, annehmen.

Bev dem Wort Geschenke, erröthete der Bauer, und sah seinen Sohn starr an, der ihm unterdessen einen Beutel mit hundert Goldstücken entgegen hielt; seiner Mutter einen mit fünfzig, und jedem seiner Geschwister einen mit fünf und zwanzig schenkte. — O, ich Unglücklicher! rief der Bauer mit Thränen: mein Sohn ist ein Räuber, was wird aus uns werden. Nein, lieber Vater! das verhüte Gott, und nun erzählte er alles, was ihm unterdessen begegnet und von seinem Wollhändler. Was? sagte der Vater, du bist der kleine Wollhändler, von dem ich so viel reden hörte? — Ja, Vater! das bin ich, und zum Beweis, so besieht meine Kaufmannsgüter, die sich im Wirthshaus befinden. Nun ertönte erst ein rechtes Freudengeschrey unter dieser glücklichen Familie. Man holte sogleich alle Sachen aus dem Wirthshaus, und Johann spendete seinen Eltern und Geschwistern noch Geschenke von Tüchern und Leinwand.

Nur acht Tage genoß Johann das Glück in seiner Familie zu leben, dann reiste er weiter seinen Geschäften nach.

Seitdem verflossen zehn Jahre als er einmal den Entschluß faßte, seinen Wohlthäter wieder zu besuchen. Dieser war unterdessen Minister worden. Er empfing aber den Johann in seinem groben Rock noch mit eben der Herablassung als zuvor. — „Gnädiger Herr! sagte er zu ihm: das Glück hat meine

Wünsche überstiegen; ich bin der Besitzer einer halben Million.“

„Herzlich freut es mich, lieber Johann, erwiederte der Minister, dich glücklich zu sehen; aber eben deshalb solltest du nun an deine Kleidung verbessern, unter unserm Königs weiser Regierung brauchst du dich nicht vor Räubern zu fürchten.“

Bevor ich das thue, gnädigster Herr! erwiderte er, willigen Sie mir die Gnade, Ihnen ein Geschenk machen zu dürfen.

Wie? Johann! du vergiffest dich.

Ich hoffe, das Geschenk wird Ihnen nicht unangenehm seyn, und soll nur meine Erkenntlichkeit für die große Huld, die ich immer von Ew. Exc. genossen habe, bezeugen.

Nun Johann, ich werde wohl sehen, von welcher Art dein Geschenk seyn wird; zu gleicher Zeit befahl er, daß sein Staatswagen vorfahren sollte, um den Wollhändler zu sein Logis zurückzubringen.

Johann kehrte am folgenden Tage zurück. Er trug ein Kleid von feinem Tuch, und sein ganzer Anzug war ohne Schmuck, aber geschmackvoll. Auch kam er in seiner eigenen Kutsche angefahren, und brachte dem Minister eine schöne Tafel. „Sie haben! gnädiger Herr! so manches schöne Gemälde in Ihrer Sammlung, erlauben Sie, daß ich dieses hinzufügen darf, es wird alle andere übertreffen.“

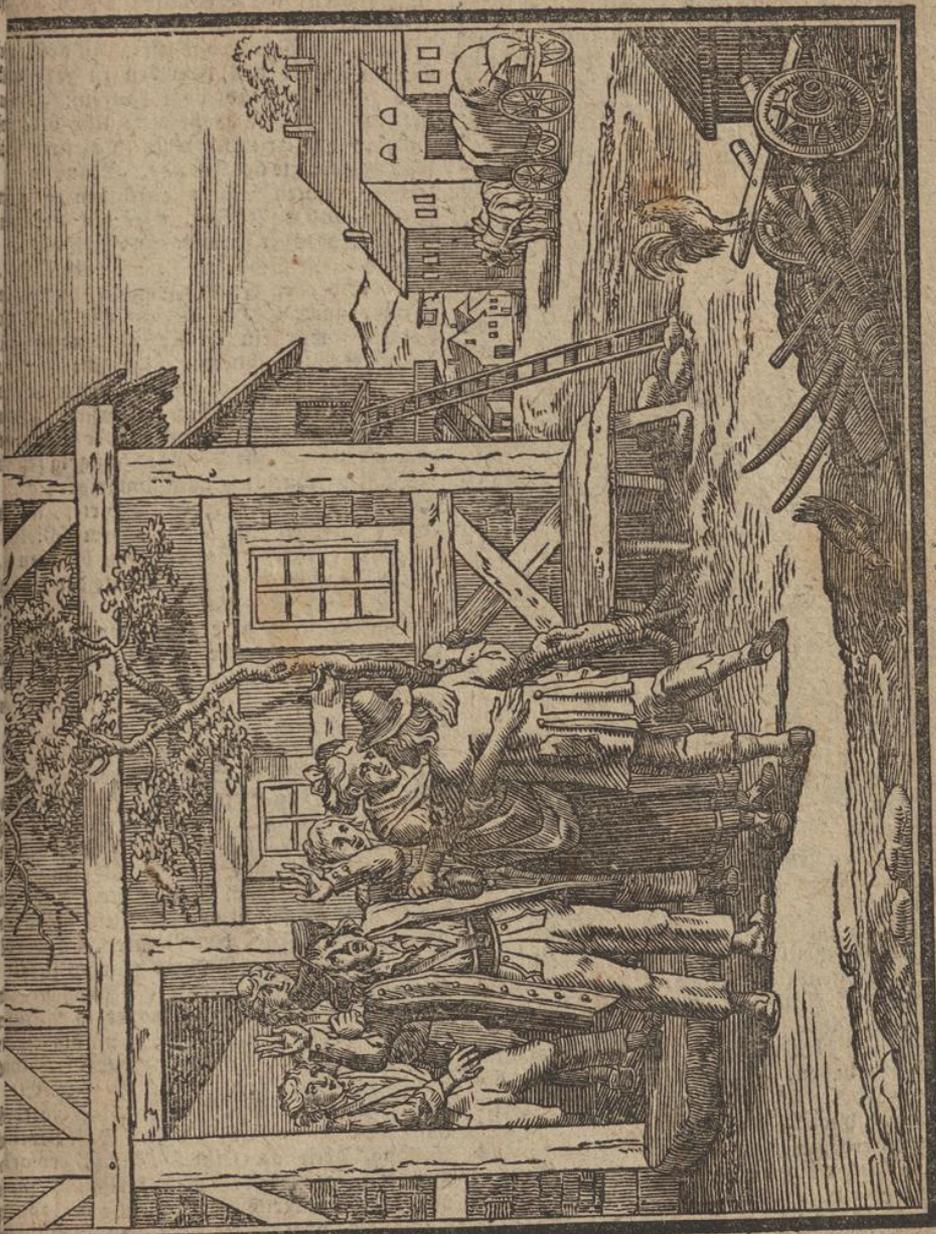
Johann ließ das Gemälde vor den Minister stellen.

Es war dessen wohlgetroffenes Porträt in Lebensgröße, wie er dem kleinen Johann die Summe gab, die den Grund seines jetzigen Glückes legte; an dem Rande lag man folgende Inschrift: Aus Erkenntlichkeit Johann's, des kleinen Wollfrämers, den Voltaire's Wohlthätigkeit zum reichen Kaufmann gemacht hat.

Der Minister, dessen Seele edel und bleibend war, nahm dieß Geschenk mit dem liebhaftesten Vergnügen an, und es war wirklich die schönste Zierde seines Gemäldezimmers.

Johann trieb nun sein Geschäft ins Große und machte eines der reichsten Handlungshäuser in London aus, auch sorgte er für seine ganze Familie, die er zum Theil mit sich versammelte, und erreichte geschätzt und geehrt von seinen Mitbürgern ein hohes Alter.

Sin der Zeit
leber
dich glück
sollst du
unter
suchst du
dieser
de, Jona
gibt dich
f mich
soll nur
Huld, die
de, bes
de wohl
sagen
sein
W
en.
enden
einem
ne Sch
er in
brachte
Sie haben
chöne
Sie,
wird
de vor
offenes
kleinen
und sein
Hande
erkenn
trämers
um reich
eile edel
heit mit
und es
me Gen
Besicht
sien
uch
er zum
leber
gegen



Der kleine Wollfrämer.

D*

Edelsinn und Großmuth.

Fleury's Aeltern waren Landleute in einer der nördlichen Landschaften Frankreichs; sie starben beide an einer ansteckenden Krankheit, als ihr Sohn erst vier Jahre alt war. Der kleine Junge, welcher das Elend des Waisenstandes noch nicht kannte, folgte ganz unbefangen dem Gerichtsdienere, der den Auftrag vom Dorfrichter hatte, ihn, weil kein Waisenhaus da war, auf öffentliche Kosten zu erziehen. Fleury's Pflegevater war ein Mann von roher Gemüthsart; kaum war das arme Kind in sein Haus getreten, so bekam es einige Ohrfeigen, weil es ohne Erlaubniß sich niedergesetzt hatte.

Ein Jahr hatte der junge Fleury bey diesem Unmenschen zugebracht, als er den Auftrag erhielt, einen Truf in ein benachbartes Dorf zu tragen. Ein heftiges Gewitter nöthigte ihn, unterweg in Walde unter einem Baume Schutz zu suchen. Dadurch aufgehalten, trat Dunkelheit ein, und er kam vom rechten Wege ab. Die ganze Nacht hindurch suchte er die Straße und kam endlich Mittags auf einen Weperhof, wo gerade die Leute unter einer Linde ihr Mittagsmahl genossen. Froh und mit einnehmender kindlicher Unschuld eilte er auf den Hausherrn zu, hielt ihm sein Händchen hin, und sagte: „Ein kleines Stückchen Brod gib mir; kommst du zu meinem Vater, in den Himmel, so giebt er dir's wieder!“ Der Wächter, ein redlicher Landmann, ward bis zu Thränen gerührt, nahm den Versirten auf und behielt ihn bey sich.

Sieben Jahre hatte Fleury bey diesem guten Manne als Schaafhirt gedient, als einmal Abends, da er seine Heerde in die Hürden treiben wollte, ein Reisender an ihm vorbeyptritt. Etwas Glänzendes entfällt dem Kettenbuden. Fleury, der es bemerkt, läuft schnell auf die Stelle und findet eine goldene Uhr. Ein alter Schäfer, welcher es sah, eilt herbey und will Antheil an dem Funde haben. Fleury aber behauptet, die Uhr gehöre dem Fremden, und der müsse sie wieder haben.

Unterdessen war ihnen der Fremde aus dem Gesichte gekommen. Eilig treibt er seine Schaaf in die Hürden und läuft dem Fremden nach. Erst bey Tagesanbruch kommt er in eine große Stadt. Hier sieht er vor einem

Wirthshause ein gefatteltes Pferd stehen und eben tritt ein ziemlich bejahrter Mann heraus, im Begriff das Pferd zu besteigen. Fleury glaubt den Fremden zu erkennen und sagte leuchend vom Laufen: „Herr, ihr werdet gestern wohl diese Uhr verloren haben.“ Du irrst dich wohl in meiner Person, antwortete der Fremde. „Nun, so muß ich den rechten Mann auffuchen,“ sagt Fleury, und wollte fort. Wer bist du, mein Sohn, fragte der Fremde, und hielt ihn an. „Ich bin ein Schäfer.“ Wo ist dein Vater? „Der ist droben bey den Engeln, und mein Mutter auch.“ Hr. Verdin (so hieß der Fremde) war ein reicher Kaufmann auf Dünkirchen; nachdem er die Uhr für die seinige erkannt hatte, wollte er dem armen Jungen ein Frühstück geben lassen. „Lass mich, sagte Fleury, ich habe in der Eile mein armes Vieh verlassen, es wird hungrig seyn.“ Du bist vermutlich noch hungriger, guter Knabe, sagte Hr. Verdin, und rief, indem er die Treppe hinaufstieg, dem Wirth etwas zu Fleury's Stärkung zu bringen — diesen Augenblick benutzend, eilte der Knabe schnellen Schrittes davon.

Gegen Mittag war er wieder bey seiner Schaafhürde, welche er aber zu seinem großen Schrecken leer fand. Angstvoll lief er nach Hause. „Herr,“ rief er, indem er den Wächter erblickte, „strafe mich, ich habe gefehlt! aber es ist nicht meine Schuld. So oft hörte ich in der Schule: fromme Menschen müssen das Gefundene nicht behalten, ich kann nicht dafür, daß der Herr so geschwind ritt.“ Dafür kannst du auch nicht, guter Knabe! mit diesen Worten trat Hr. Verdin, der ihm nachgeritten war, in die Stube. Ueberlaßt mir den Jungen, wenn er sich nun an den Wächter, ich werde für ihn sorgen. Der Wächter war es zufrieden, und Fleury reiste mit seinem neuen Herrn nach Dünkirchen, wo er in Allem was zu seinem künftigen Glücke nöthig war, Unterricht erhielt. Er gewöhnte sich früh an Ordnung, Keilichkeit und Thätigkeit. Eine edle Stärke in seiner Gemüthsart, Entfernung von leichtsinniger Gesellschaft, treue Anhänglichkeit an seinen Herrn, erwarb ihm die ganze Liebe desselben. Während einer von Verdin unternommenen Reise verlangte einmal ein unbekannter Bedienter ein Pulver wider den Staat, welches Hr. Verdin jeders

ann obnentgeltlich überließ. Nach einer
Woche brachte derselbe Bediente ein verhes-
tes Papier, in welchem 200 Louisd'or für
en. Verdin und 50 für Fleury waren.
Fleury nahm das ihm bestimmte Geld, und
achte einen so vortheilhaften Handel das
st, daß wie Hr. Verdin nach Hause kam,
ihm bey achttausend Franken auf den
sch legte. Hr. Verdin umarmte seinen
ehling, schob ihm die Summe zurück und
denkte ihm noch eine gleiche Summe dazu,
ad sorgte dafür, daß Fleury sein Kapiz
al in eine Bank niederlegen konnte. Durch
strennlichkeit noch mehr angetrieben, er-
ward er sich das uneingeschränkste Zu-
trauen seines Herrn, so daß ihm dieser sein
anges großes Vermögen unter die Hände
ab, ohne je einlge Rechenenschaft von ihm zu
erbern.

Fleury's Geburtsstag fiel bald darauf ein,
und Hr. Verdin setzte ihn an diesem frohen
ebensseste, zufolge eines rechtskräftigen
testaments, zum Erben seines gesamnten
Reichthums ein. In der Zwischenzeit wollte
Verdin noch, wiewohl schon in einem Alter
von 70 Jahren, eine Reise nach Lissabon
machen, und nahm, in der erfreulichen Hoff-
nung, zeitig wieder heimzukehren, von sei-
nem treuen Fleury seinen Abschied. Vergebens
erwartete Fleury seinen Herrn am bestimm-
ten Tage. Bierzehn Tage vergiengen in
rüben Ahndungen, ohne die mindeste Nach-
richt, als Abends einmal ein Matrose mit
niedergeschlagener Miene ins Komptoir kam,
ihm zu melden, das Schiff sey auf der Rück-
reise untergegangen, und bloß er, nebst dem
Rüchensjungen, habe sich auf einem Brete ge-
rettet. Fleury's Schmerz war bey dieser
schrecklichen Nachricht so unbeschreiblich, daß
er ihm eine heftige Krankheit zuzog. Unters-
dessen kam diese Trauerbotschaft auch Ver-
din's einzigem Bruder, der auch ein Kauf-
mann war, zu Ohren. Dieser lief sogleich
nach seines Bruders Hause, öffnete, ohne
daß es der franke Fleury merkte, mit Ges-
walt den Schreibpult des Verunglückten,
nahm dessen Schriften, worunter sich auch
das Testament befand, heraus, und ließ hiers-
auf alles versiegeln. Das Testament wurde
verbrannt und zugleich fand er Mittel, die
Zeugen, die sich dabey befunden, auf seine
Seite zu bringen. Bald darauf mußte der
noch immer franke Fleury aus dem Hause.

Er mietete sich ein kleines Zimmer in einer
abgelegenen Straße, wo er ganz unerwar-
tet einmal einen Brief durch die Post em-
pfing. Wie groß war seine Freude, als er
die Hand seines Wohlthäters erkannte. Hun-
dertmal las er ihn durch und drückte ihn an
seine Brust, denn laut diesem Brief war
Verdin zwar noch am Leben, aber er schmach-
tete zu Ngier in der Sklaverey und nur eine
Summe von 6000 Thalern konnte ihn frey
machen. In fliegender Eile rannte Fleury
sein eigenes in der Bank niedergelegtes Ka-
pital zu holen und so schnell wie möglich
seinem unglücklichen Herrn zu senden. Kaum
war er, etwas beruhigt, in sein Stübchen
getreten, als zwey Gerichtsdiener kamen, ihn
ins Gefängniß zu holen, wo er in Ketten
gelegt wurde. Der geizige hinterlistige Brus-
der hatte ihn angeklagt, daß er heimlich
noch Kapitalien seines Bruders in Händen
halte, und da dieser vor Gericht einen Eid
ablegte, so wurde Fleury zur Galeeren-Strafe
verurtheilt. Schon war der Tag zu seiner
Ahsführung festgesetzt, als sein Wohlthäter
ins Gefängniß trat. Verdin umarmte Fleu-
ry's Knie und sank öynnächtigt auf seinen
Kiebling. Unbeschreiblich war die Freude des
Wiedersehens.

Nun änderte sich alles schnell, und bald
war Fleury wieder mit seinem Beschützer
vereinigt. Nach zwey Jahren starb der
fromme Greis und Fleury ward Herr von
anderthalb Millionen. Den dritten Theil
dieser Summe schenkte er sogleich dem Brus-
der seines Herrn, der auf Lebenszeit zum
Zuchthause verurtheilt worden war; denn von
der Galeeren-Strafe, die man ihm zuerkant
hatte, war er, auf Verdin's und Fleury's
anhaltende Fürbitte, befreyt worden. Das
zweyte Drittel wurde zum Theil zur Er-
bauung eines Waisenhauses verwandt und
der andere Theil sogleich unter die Armen
ausbezahlt, und nur ein Drittel behielt er,
um seinen Handel fortzusetzen. Er lebte
glücklich und zufrleben und starb ruhig in
einem Alter von neunzig Jahren. Ueberall
herrschte Trauer und Wehlage um seinen
Verlust. In dem von ihm gestifteten Wais-
senhause befanden sich bereits 35 Knaben
und 26 Mädchen; sie giengen alle schwarz
gekleidet mit thränenvollen Augen vor der
Leiche ihres zweyten Vaters her und streu-
ten Blumen auf den Weg.

Belohnte Treue und Redlichkeit.

Eines der angefehendsten Handlungshäuser zu Triest ist das Haus Zois, das von einem Italiener gegründet wurde, der als ein armer Knabe nach Deutschland kam, und aus dessen Beyspiel man sehen kann, wie gute Aufführung, Treue und Redlichkeit sich selbst belohnen. Ein wackerer Mann, Peter Codelli, nahm diesen Knaben in seine Handlung auf, und war mit seinem Fleiß und Betragen so wohl zufrieden, daß er ihn ganz bey sich behielt, und ihn am Ende zum Theilnehmer seiner Handlung machte. So arbeiteten sie beide in gutem Einverständniß miteinander bis Codelli starb. Da übernahm nun Zois die Handlung für sich allein und fand sich mit den Erben ab. Das zu brauchte er aber baares Geld, denn er hatte viel herauszuzahlen. Der Stadt-Rathgeber, der ihn als den redlichsten Mann kannte, vertraute ihm hierzu 60,000 Gulden Pupillengelder an, und nun war dem jungen Manne geholfen. Aber ach! schon nach einigen Jahren kam ein neuer Gouverneur in die Stadt, der sich einbildete, das Kapital siehe nicht sicher genug, und es wieder aufkündete. Nach drey Monaten sollte nun Zois 60,000 Gulden schaffen. Wo aber sie hernehmen, da er sein ganzes Vermögen in Kaufmannsgütern angelegt hatte? Noch nicht genug, er hatte, so wie alle Kaufleute, noch andere Gläubiger, die jetzt auf einmal befriedigt seyn wollten, weil sie besorgten, es möchte ihm, nach der Heimzahlung des großen Kapitals, nicht mehr genug Vermögen übrig bleiben, auch ihre Forderungen zu berichtigen. Nun steng ihm an bange zu werden; aber sein Unglück war noch nicht groß genug; denn während er so von allen Seiten bestürmt wurde, lief eine neue Schreckenspost ein.

Er hatte nämlich in Venedig noch ein Handelshaus unter seinem Namen errichtet, und gerade jetzt, da er in der größten Verlegenheit war, und alles zusammenraffen mußte, setzten mankenden Kredit aufrecht zu erhalten, erklärte sich sein Faktor zu Venedig für unvermögend zu zahlen.

In größter Bestürzung reifete der bedauernswürdige junge Mann nach Venedig. Da fand sich, bey genauer Untersuchung, daß er wenigstens noch 7000 Gul-

den retten konnte; aber er hätte die Factor und Kinder des Faktors an den Bettelstempel bringen müssen. Ehe er dieses that, wollte er diese Summe lieber ganz entbehren. Er stand vor der Untersuchungs-Kommission auf, und erklärte, daß das ganze Kapital der nothleidenden Familie geschenkt seyn sollte. Man mußte bey dem Handelsstaatsrat zu Venedig, in welcher Verlegenheit der Ehrenmann war, wie redlich er sich immer benommen hatte, und wie jetzt Alles um ihn losstürzte und ihn ängstigte; er stand selbst am Rande des Verderbens, und doch sein letztes Schärfelein hin. Die Venetianer schuldige Familie zu retten. Die Venetianer beschloßen, einen Mann wie Zois nicht zu tergeben zu lassen. Als er den folgenden Tag auf die Börse kam, dankten ihm alle seine Handlungsgenossen gerührt für diese schöne That, die er gethan, und boten ihm ihre Dienste, ihren Kredit, ihre Kassen an, überzeugt, daß ein Mann von so edelm Herzen sich nie ihres Vertrauens unwürdig machen würde. Dieß war genug! Zois war gerettet; er konnte alle seine Gläubiger befriedigen, und nach wenigen Monaten stand sein Haus und Kredit so fest als zuvor. Von jener Zeit an saß er dem Glück im Schooße; sein Vermögen vermehrte sich mit jedem Tage, und nachdem er alle seine Kinder reichlich ausgesteuert hatte, fand man nach seinem Tode noch über eine halbe Million baar in seiner Kasse. Der älteste Sohn des armen Italienerknaben und der Besizer seiner Handlung, heißt jetzt der Baron von Zois.

Peter der Große und der Offizier.

(Mit einer Abbildung).

Wie in allen großen Städten, so gilt auch in Petersburg das Polizeygesetz, daß man auf den Straßen nicht zu rasch fahren soll. Peter der Große hatte es von neuem einschärfen lassen, weil kurz zuvor einige Personen überfahren wurden. Zufällig fuhr der Monarch eines Nachmittags in einem leichten Jagdgefährt über den Staatsplatz. In der Ferne sah er einen Offizier, der sich auf einer einspännigen Droschke (russisches Wagen) selbst fuhr, in gestrecktem Trab über den Platz jagen. Der Unmuth über-

ste den Kaiser: er befahl dem Kutscher, den Offizier einzuholen.

Als dieser den Kaiser hinter sich herkommen sah, wollte er ihm ausblegen, und fuhr über die blaue Brücke. Der Monarch folgte ihm. Er lenkte rechts in eine andere Straße, der Kaiser hinter ihm drein. Jetzt erst merkte der Offizier, daß es auf ihn gemünzt sey. Er ahndete nichts Gutes, und ohne eigentz zu wissen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen, suchte er dieselben möglichst zu entgehen, und ließ sein Pferd, das ein Kosack war, wacker auftreten. Je schärfer er zusuhr, desto schneller folgte der Kaiser; er war nur noch dreißig Schritte hinter ihm. Eine panische Furcht überfiel den Offizier. Erreichte ihn der Kaiser, so glaubte er sich verloren. Jetzt galt es ein Glück, ja sein Leben. Auf seinen Kosacken konnte er sich verlassen; er ließ ihm den Zügel, und jagte die meilenlange Straße wie ein Rasender hinab. Alles, Menschen und Wagen wichen eiligst auf die Seite. Die leichten Räder flogen wie Windeswirbel über das Feuer sprühende Pflaster; des Kaisers Wagen war dicht hinter ihm. Er schrie auf das Pferd, und gab ihm jetzt den ersten Hieb, und nun flog das Thier wie durch die Luft mit ihm, und in wenigen Minuten war er dem Kaiser aus dem Gesichte. Er fuhr nun langsam durch das Thor noch eine weite Strecke auf dem Weg nach Strebna.

Als der Kaiser sah, daß er den Flüchtling nicht erreichen konnte, ließ er äußerst übelgelaunt umwenden, fuhr nach Haus und ließ augenblicklich den Generalmarsch schlagen, und gab Befehl, daß der Offizier, der auf dem Sammelplatz seines Regiments fehlen würde, arretirt, und Morgen früh um 10 Uhr ihm vorgeführt werden sollte. Den sämtlichen Regimentern der Residenz fehlten siebenundzwanzig Offiziere. Sie waren im Augenblick des Lärmenschlagens außerhalb der Stadt gewesen, und wurden, so wie sie in das Thor kamen, arretirt, und dem Monarchen den folgenden Morgen im Winterpallast vorgeführt. Unser Flüchtling stand mitten unter ihnen. Der Kaiser trat in den Parolosaal. Sein Blick war dunkel, und selbst der Uerschrockenste mußte zittern, wenn er diesem unumschränkten Herrn von vierzig Millionen Menschen im Augenblick der Verstimmung ins Auge sah.

Der Kaiser gieng die ganze Reihe der Offiziere langsam durch. Er musterte, ohne ein Wort zu sprechen Jedem genau, aber er erkannte den Gesuchten nicht wieder. Noch verstimmt durch das Fehlschlagen dieses Versuchs, stellte er sich vor die Fronte der Vorgeforderten, und hob mit strengem Ton an: „Es ist Einer unter euch, der gestern meinen gerechten Unwillen gereizt hat. Ich habe verboten, auf den Straßen zu rasch zu fahren. Dieser Eine jagt, meinem kaiserlichen Befehle zum Trog, wie ein Besessener durch die Stadt, zum Thore hinaus. Ich lasse die Regimenter versammeln, um zu sehen, wer der Fehlende ist, und es fehlen 27 Offiziere. Siebenundzwanzig Offiziere einer Garnison sind nicht auf ihrem Platze! Ich will ein Exempel statuiren, das den Offizieren meiner Petersburger Regimenter gewiß im Andenken bleiben soll; ihr sollt bis auf weiters alle nach Sibiren. Die Gefährter stehen schon zu euerm Transport bereit. Marsch!“

Die ganze Fronte stand vor Schreck wie eingewurzelt. Da trat ein junger, schlanker Mann aus der Reihe, legte die Hand auf die klopfende Brust, beugte sich vor dem Kaiser, und sagte mit bebender Stimme: „Ew. Majestät Ungnade falle auf mich allein. Meine Kameraden sind schuldlos.“ Bis jetzt war es noch keinem Offizier unter sagt, in dienstfreien Stunden außerhalb der Linien der Stadt zu seyn. Ich allein bin der schuldige Theil.“

Wehr konnte der junge Mann nicht sprechen; er hatte keinen Athem, keine Luft mehr in den gepressten Lungen. Durch seinen ganzen Körper flog ein leises Zittern, das Blut wich ihm aus dem Gesichte. Der Kaiser maß ihn von oben bis unten, im weiten Saale herrschte eine große Stille. Nach einer langen Pause frug der Kaiser: „Wer bist du?“ — „Ich helfe Iwan S...“ war die Antwort. Der Kaiser schleg wieder eine Weile; sein Blick ruhte auf dem hübschen jungen Mann. Endlich fragte er: „Wo hast du den Kosaken her?“

„Von meinem Vater; er hat ihn selbst groß gezogen und mir geschenkt.“ — „Dein Vater, hob der Monarch lächelnd an, und legte die Hand auf die Schulter des Lieutenantants, dein Vater hat einen sehr braven Kosacken gezogen, aber noch einen bravern

„Sohn. Du scheuest meinen Zorn nicht, du vertheiligst deine Kameraden, das ist brav, sehr brav. Um deinetwillen erlasse ich ihnen die Strafe. Ivan, was willst du für deinen Kosacken?“ „Mein Kaiser,“ rief der junge Mensch, von der Güte des Monarchen tief gerührt, und sank zu seinen Füßen nieder: (Man sehe die gegenüberstehende Abbildung). „Das Pferd hat mir das Theuerste meines Lebens, Ew. Majestät Gnade, gerettet. Für diesen hohen Preis gehört es Ew. Majestät.“

„Steh auf, Major! von einem Lieutenant nimmt ein Czar kein Geschenk an. Ich danke dir für das Pferd.“

Den andern Tag schickte der Kaiser dem neuen Major eine ganz prächtige Equipage. Wenn der Kaiser gab so gab er kaiserlich.

Der abgehärtete Kosack.

Der vornehme so wie der gemeine Russe ist in Ertragung der Hitze sowohl als Kälte weit härter als wir. Ein Beispiel hiervon kann Folgendes liefern: In den ersten Tagen des Aprils 1813 kam ein alter Kosack, bloß mit einem Mantel und ein paar Socken bekleidet, durch ein Dorf bey Leipzig eilig gelaufen. Es hatte ziemlich gefroren und ein rauher Wind trieb ein heftiges Schneegestöber nieder. Man war begierig, wo der Kosack in seiner leichten Bekleidung hinkämen und folgte ihm nach. Er eilte hinter die Mühle, die ein bedeutendes Wasser treibt. Dicht hinter den Rädern warf er Mantel und Socken weg, trieb die Hände einzeln, und stürzte vor den Augen der erstaunten Zuschauer wie ein Bleiklumpen auf den Kopf in das kalte Eiswasser. Mehrere Minuten lang war er verschwunden und man war seinetwegen besorgt. Bald kam er jubelnd wieder aus den Wellen empor, tauchte wieder unter, legte sich bald auf den Rücken, bald auf die Seite, und trieb länger als eine halbe Stunde alle Schwimmkünste. Jeder andere würde das schneidende Bad völlig erstarrt verlassen haben; aber der Kosack sprang munter aus dem Flusse, schüttelte sich einigemal tüchtig, fuhr in seinen Mantel und Socken, und rannte wie ein Pfell jauchzend in seinen Bivouac.

Zwölf brave Söhne.

Folgende Geschichte trug sich zu London zu. Es lebte daselbst ein fast neunzigjähriger

Mann, von Handwerk ein Schneider. Dieser Mann hatte zwölf Söhne, die alle nach und nach Soldaten wurden, und die in amerikanischen Kriege sich alle brav gehalten hatten. Die Vorsorge hatte über ihr Leben gemacht; aus dem Kriege kamen sie alle gesund und unverehrt zurück; und sie eilten ihren alten Vater aufzusuchen.

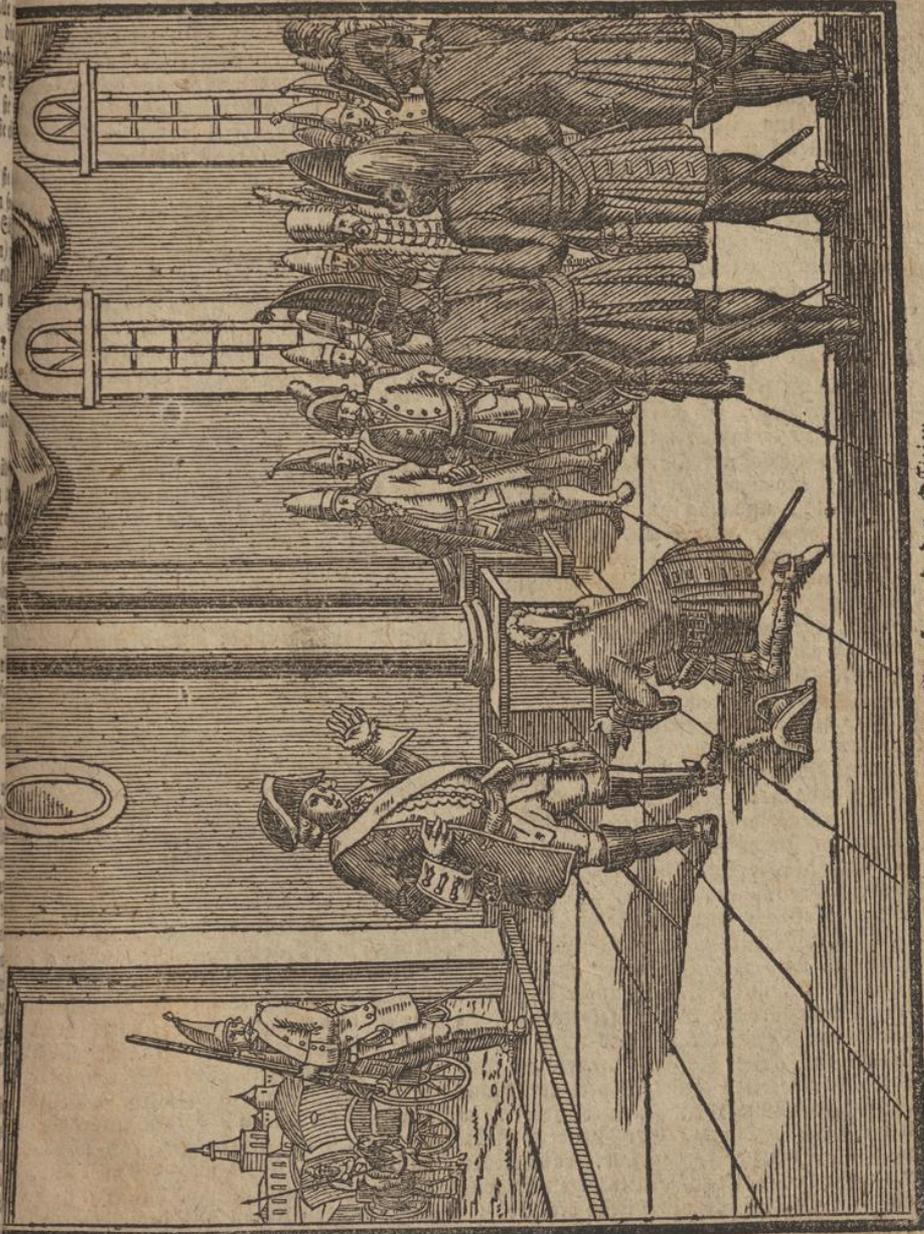
Als sie bey ihm ankamen, fanden sie ihn in großer Dürftigkeit. Es fehlte ihm sogar an Brod. Kein Brod! rief einer der Söhne aus: (es war der jüngste von allen) und er hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben! Das ist nicht recht; ihm muß sogleich ordentlich geholfen werden. Aber wie? erwiderten die andern. „Wie? Ist denn kein Leihhaus hier?“ Ein Leihhaus! Ja, aber was kann uns das helfen, die wir nach unserer weiten Reise aus einem andern Welttheil nichts zu versehen haben?

Wir hätten nichts? Hört nur Brüder; unser Vater hat viele Jahre lang das Schreiberhandwerk getrieben, und lebt nun als Greis in höchster Noth; das beweiset seine Ehrlichkeit zur Genüge. Wir, seine Söhne, haben dem Vaterlande gedient, und keiner darf sagen, daß wir unsere Ehre jemals beflückt haben; kommt, laßt uns unsere Ehre für ihn versehen! Man wechelt uns, hoffe ich, doch wohl funfzig Pfund auf ein solches Pfand Leihen! Die Brüder lächelten anfangs über diesen Einfall; endlich willigten sie denselben.

Einer fertigte folgendes Billet aus, und Alle unterschrieben es: „Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der in einem Alter von beynähe hundert Jahren in die äußerste Armuth gerathen ist, alle Soldaten, und alle eifrig im Dienste des Königs und des Vaterlandes, bitten die Herren des Leihhauses um die Summe von funfzig Pfund, ihren armen unglücklichen Vater zu unterstützen. Zur Sicherheit darüber verpfänden sie ihre Ehre, und versprechen, besagte Summe nach Verlauf eines Jahres wieder zu bezahlen.“

Dieses Billet schickten sie nach dem Leihhause. Nachdem sich dasselbe nach der Wahrheit dieser Thatfache erkundigt hatte, wurden ihnen die verlangten funfzig Pfund ausbezahlt. Man zerriß das Billet, und versprach, den Alten zu versorgen, so lange er lebte. Kaum wurde diese feltene Begebenheit in

in Scharbe.
aber, die alle
den, und die
allebrange
ere über die
te kamen in
ich; und sie
upen.
fanden sie
schle ihm
einer der E
von allen
lf Barthol
sch; ihm
werden.
en. Wie?
in Leibhaus
heisen, die
s einem an
haben?
t nur Zeit
aher lang
m, und lebe
; das dem
ge. Wir,
erlande geb
me unsere
amt, löst
Wen n
känzig W
Die R
Einfall;
llet aus
lf Englan
in einem
in die die
Goldaten
dnig und
erren der
känzig W
ater zu un
ver verpfi
schen, bei
jagers mit
ach dem be
ach der Mo
harte, man
Wfund soll
und verfr
ange er
ng chraust



Peter der Große und der Offizier.

London bekannt, so ließen Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, den Schneider zu sehen, und keiner kam mit leerer Hand.

Der Schneider kam auf diese Art in so gute Umstände, daß er bald im Stande war, seinen braven Söhnen ein kleines Capital zur Belohnung ihrer kindlichen Treue zurückzuliegen.

Die Mörder und ihr Verräther.

Der Pfarrer von L^{***}, einem ansehnlichen Dorfe in der Nähe von Aberdeen, bestieg am ersten Sonntage im März 1822 seine Kanzel, schlug die Bibel auf, und fand einen gefalteten Zettel, den er für eine von den gewöhnlichen Fürbitten hielt, die der Sakristan ihm zum Ablefen einzulegen pflegte. Er fing schon an, den Inhalt mit lauter Stimme zu lesen, als er plötzlich inne hielt, erblaßte, und seine Pfarckinder zum Gebet aufrief. Er sprach dieß mit so bewegter Stimme, daß es keinem der Zuhörer entging, und man ihn, nach vollendetem Gottesdienste, von allen Seiten um die Ursache seiner Bestürzung fragte. Mit vieler Mühe entzog er sich den Ausforschungen, eilte nach Hause, und schloß sich ein. Der Zettel, der einen so erschütternden Eindruck auf ihn gemacht hatte, war folgenden Inhalts: „Als ich gestern Abends um zehn Uhr nach Aberdeen zurückging, bin ich unterwegs, ohnweilt eurem Dorfe, dem neuen Sakristan und dem Schulmeister überfallen worden; sie haben mich ermordet, beraubt, und meinen Leichnam in den Fluß geworfen. Betet für das Seelenheil von Jeremias Bruce.“ Dieser Bruce war ein Hausirer von Aberdeen, dem Pfarrer wohl bekannt, und pflegte, so oft er nach dessen Dorf kam, bey dem Sakristan, der zugleich eine Schenke hielt, einzukehren. Nachmittags, nach reißlicher Ueberlegung, ging der Pfarrer, mit der Bibel unter dem Arm, zum Friedensrichter, und meldete ihm den Vorgang; dieser läßt sich das Buch geben, schlägt auf, findet den Zettel, entfaltet ihn, hat aber ein leeres weißes Blatt, lacht laut auf und versichert den guten Pfarrer, er leide an Einbildung. Der Pfarrer selbst weiß nicht was er denken soll, traut seinen Augen nicht, hat doch deutlich gelesen was auf dem Zettel stand, und sieht die Schrift verschwunden. Nach einigen Augenblicken

faßt er sich, und geht zwar zu, daß der Friedensrichter für einen Träumer den dürfe, besteht aber dennoch auf pflichtmäßiger Untersuchung. Beide kommen ein, die Sache geheim zu halten und sichtig Erkundigungen einzuziehen. Es sieht nun, daß Bruce am vorigen Abend nicht nach Hause gekommen. Jetzt ließ der Friedensrichter eine Haussuchung den Sakristan und Schulmeister an, wor sich zwar nichts ergab, aber doch schiedelbeide sehr ängstlich und verlegen, auch versprochen sie sich in den Verhören man mit ihnen anstellte, so daß sich, ihrem hartnäckigen Läugnen, hinlänglich Grund vorfand sie zu verhaften.

Nach mehrerer Untersuchung verzweifelte man jedoch, die Gefangenen zum Geständnis zu bringen, und die Wahrheit zu entdecken, als bey dem Lachsfang einige scheinbar Bruce's Leichnam im Wasser fand. Es zeigten sich Verletzungen und Spurenerhaltener Schläge am Kopf, aber der stärksten Beweis des Mordes enthielt fest geschlossene linke Hand, einen Knopf von der Farbe und Gestalt derer am Nothschulmeisters. Diesem fehlte wirklich ein Knopf, welcher mit Gewalt abgerissen zu seyn schien. Der Schulmeister, durch die Erzählung des geheimen Zettels erschüttert, jetzt vollends durch diesen stummen Zeugen überführt, konnte sich nicht länger halten. Sein Geständnis hatte zur Folge, daß sein Mitschuldiger ebenfalls bekannte. Beide wollten sich dadurch von dem Mord befreien, um geheime Schulden zu bezahlen; aber sie wurden zum Tode verurtheilt.

Erst nach ihrer Hinrichtung klärte sich das Geheimniß des Zettels auf. Der junge Knecht des Pfarrers, ein furchtsamer, aber kluger Mensch, gab seinem Herrn den Aufschluß darüber. An demselben Abend der Mord begangen wurde, hatte der Knecht heimlich von der Pfarre geschlichen um in einem benachbarten Meyerhof seine verlobte Braut zu besuchen. Unterwegs hörte er Stimmen, Streit und Geschrey. Er geht leise hinter Gebüsch näher, daß er alles sehen und hören kann, aber nicht Muth genug, da sie zu mehreren sind, sich zu zeigen und dem Ueberfallenen zu Hülfe zu eilen. Er kehrt schleunig um

kommt nach dem Pfarrhofs zurück, außer sich und unentschlossen was er thun habe. Einesheils heißt ihm sein Verbrechen angeben, anderntheils fehlt es ihm an Muth und Entschloßheit, als Kläger aufzutreten. Endlich ist er es den Zettel zu schreiben, und in des Herrn Bibel zu legen. Kaum war er dieser in die Kirche gegangen, als er an diesen Ausweg bereit; seine Hand nicht erkannte und er als Zeuge aufgeföhrt werden; wie wird er, als einziger Ange, seinem Schulmeister und dem Saal gegenüber bestehen? wie wird er sich Weid beweißen, wenn es zur nähern Vernehmung kommt? Diese und noch andere Bedenklichkeiten ängstigten ihn, er brach die Tischzeit des Pfarrers, nimmt den Zettel schnell wieder aus der Bibel, und schiebt ein Blatt weißes Papier an den Tisch, weil er wohl wußte daß Niemand sein Herr den Zettel gelesen hatte.

Friedrich der Große.

Wenn der König nach Schlessen reisete, so lief er oft in dem Hause eines Predigers, in einem gewissen Dorfe, ohne je seinen Wirth zu sehen. Einmal war er bey guter Laune, und verlangte den Prediger zu sprechen.

„Wie befinden Sie sich, Hr. Prediger?“
„Hr. schlecht, Ew. Majestät unterthänigst aufzuwarten.“ — „Nur zufrieden, zufrieden! in der andern Welt wird's besser werden.“ — „Ja, es wird noch wohl ärger!“ — „Wie soll ich das verstehen?“ — „Ich will mich erklären, wenn Ew. Majestät Zeit und Geduld haben, mich anzuhören.“ — „Nur zu! das wünsche ich Ihnen.“ — „Ich habe zwey Töchter, drey Söhne und nur eine kleine Pfarre. Als ich merkte, daß meine Knaben Kopf hatten, sparte ich ein Geld, sie zu erziehen, sondern schickte sie in eine gute Schule, und nachher zur Universität, und dadurch bin ich eben in Schulden gekommen. Meine Söhne sind echte Gelehrte geworden, aber weil sie noch in der Verforgung sind, so haben sie das Vermögen nicht, den Aufwand zu ersetzen, der ihrentwegen gemacht worden ist. Die Pfarr-Einkünfte sind eher vermindert als vermehrt, alle meine Aussichten in die Zukunft sind düster, und die Hoffnung, meine Sachen in Ordnung zu bringen, ist vergeblich. Ich bin mit Kummer alt geworden, und sollte mich

der Tod überraschen, ohne daß ich Jedem das Seine gebe und meine Gläubiger bezahle, wie darf ich eine gute Aufnahme in der andern Welt hoffen? Und?

„Wahrhaftig! das ist ein böses Ding! ja, es ist ausgemacht, ich muß als Mittler dazwischen treten. Wie hoch belaufen sich Ihre Schulden?“ — „Etwa achthundert Thaler.“ — „Können Sie beweisen, daß Ihre Söhne das Ihrige gelernt haben, und zu einem Dienste geschickt sind, so sollen sie versorget werden. Ich will die Sache mit Ihren Gläubigern ins Reine bringen, und Ihr Gehalt soll erhöht werden, da Sie Ihre Söhne zum Besten des Vaterlandes erzogen haben. Aber, wo sind Ihre Töchter?“ — „Ich schicke sie immer in die Stadt, wenn Ew. Majestät mit Ihrem Gesolge hier ankommen.“ — „Das ist klug, lassen Sie mich doch dieselben morgen früh sehen.“ — Am folgenden Morgen sagte man dem Könige, im Vorzimmer wären zwey liebenswürdige Mädchen, welche sich gar nicht wollen zurückweisen lassen, weil sie herbestellt worden.“ — „Ja so! sagte der König, das sind sicher des Predigers Töchter — geht und holt mir einen Modeshändler, und laßt sie herein kommen!“ — Der König fand sie nicht nur hübsch und lebhaft, sondern auch von gutem Verstande; er unterhielt sich mit ihnen einige Zeit, und kaufte ihnen nicht nur allerley Kostbarkeiten, sondern beschenkte sie auch außerdem noch mit Gelde. — Des Predigers Söhne, welche gute Zeugnisse einlieferten, wurden befördert; die Töchter wurden anständig verheirathet, und der König rühmte sich, einen Prediger in beiden Welten glücklich gemacht zu haben.

Friedrichs Thaten.

Während des siebenjährigen Krieges kam ein österreichischer Offizier mit seinem Bataillon nach Jauer zu stehen. In dem Hause, wo er einquartiert war, fand er beynähe alle Fenster zerschlagen; und als er den Wirth fragte, wer das gethan hätte, antwortete dieser: die Preußen. Er grub hierauf mit einem Feuerstein folgende Worte auf eine gebrochene Fensterscheibe:

„Wie? Friedrich schlägt die Fenster ein!
„So eben wollt ich auf die Scheiben
„Des großen Friedrichs Thaten schreiben;
„Nun mag er unbesungen seyn.“

Bald darauf kamen wieder Preußen nach
Fauer. Ein preußischer Offizier, der dieß
las, schrieb sogleich darunter:

„Um Friedrichs Thaten zu beschreiben,
„Gebraucht man keine Federstücken:
„Man gräbt sie nur in Marmor ein.“

Der Feldprediger.

Als sich bey dem Ueberfalle von Hochkirch im
siebenjährigen Krieg mehrere Regimenter der
preußischen Infanterie sammelten, und aus
dem Lager den Oestreichern entgegen rückten,
bemerkte der Obrist von Pfuhl, der ein Re-
giment der Magdeburger Garnison komman-
dirte, den Feldprediger seines Regiments,
Hrn. Matthison: den Vater des Dichters,
wie er sich auf sein Pferd warf, um seine
Person in Sicherheit zu bringen. „Wo wol-
len Sie hin, Hr. Feldprediger, ruft ihm
der Obrist zu, halten Sie hübsch Stich,
und bleiben Sie bey uns.“ Matthison gab
ihm aber mit der größten Kaltblütigkeit
und Besonnenheit folgendes Inpromptu zur
Antwort:

Der Ruf geht nur an euch, ihr Streiter,
Und nicht an mich, der ich nur Hirte bin!
Stich halt ich nicht, ich reite weiter,
Wis dort zu jenen Bergen hin,
Da bet' ich dann wie Moses that,
Wis sich der Kampf geendet hat.

Und damit ritt er ruhig nach den Höhen
von Doberschütz zu, wo sich auch die preus-
sische Armee nach der Schlacht wieder sam-
melte, und ein Lager bezog.

Der König und der Deserteur.

Vor der Schlacht von Rossbach befand
sich Friedrich der Große bekanntlich in einer
sehr mislichen Lage. In einer Nacht, in
welcher der König, von seinen Grenadieren
umgeben, in freyem Felde auf Stroh schlief,
wird er von einem derselben geweckt: „Ew.
Maj.“ sagte er, „da ist einer von Ihren
Grenadieren, der desertirt war. Nehmen
Sie ihn doch wieder zu Gnaden an.“ —

„Laß ihn herkommen!“ versetzte der König.
Da der Grenadier vor ihm stand, so fragte
er ihn: „Was hast du für eine Ursach gehabt
mich zu verlassen?“ — „Mit dir, antwortete
dieser, steht es leider jetzt so, daß ich wohl
desertiren mußte, um mein Glück anderswo
zu versuchen.“ — „Du hast Recht, erwiederte
der König, aber ich bitte dich, diesen Felz-
zug noch bey mir auszuhalten, und wenn

die Sachen nicht besser gehen, so ver-
schick dir, selbst mit zu desertiren.

Der belohnte Schreck.

Ein alter preußischer Invalide riesenhafte
Größe wollte einst Friedrich II. einen
schreibt im Schlosse überreichen. Vor Al-
schwäche zitterte derselbe und ließ sie
die Erde fallen. Beym Aufheben fiel
selbst, und warf einen Tisch mit kost-
Porzellan um. Vor Schrecken verm-
der Greis nicht gleich aufzukleben. Der K-
rief seine Leute, um ihm aufzuhelfen, u-
eine goldene Dose, legte so Friedrichs
hinein, und reichte sie dem Alten mit
Worten: „Da hast du etwas für den Sch-
wir werden alle alt und schwach.“

Die verunglückte Riesenzucht.

Friedrich II., König von Preußen, lie-
sehr leidenschaftlich außerordentlich gr-
Menschen. Da er eines Morgens in
Gegend von Potsdam allein spazieren er-
bemerkte er ein hübsches junges Bane-
mädchen von ohngefähr sieben Schuh,
ches auf dem Felde arbeitete. Der Kö-
bekam sogleich den Gedanken, sich durch
ein Riesenzugschlecht zu verschaffen. Er st-
ab, und ohne sich zu erkennen zu gebe-
redete er das Landmädchen an, erkundig-
sich nach ihrem Alter, und vernahm in
Bergnügen, daß sie erst 19 Jahre und no-
unverheyrathet sey. Er nahm sogleich se-
Bleystift, und schrieb folgende Zeilen
den Obersten seiner Wache. „Lassen Sie a-
genblicklich die Ueberbringerin dieses m-
meinem größten Gardisten in Ihrer G-
genwart kopuliren. Sie stehen mir für d-
schnelle Vollziehung dieser Ordre; der g-
ringste Aufschub würde Ihnen meine W-
gnade zuziehen.“ Gehet, sagte hierauf
König zu dem Landmädchen, bringet sogleich
dieses Billet dem Obersten von meiner Kel-
garde; dieser Auftrag wird euch gut belo-
net. Hierauf setzte der König seinen Sp-
zierritt fort. — Das Mädchen fing an
überlegen, ob sie wohl selbst zu dem Ob-
sten gehen sollte oder nicht. Es schien
etwas bedenklich zu seyn. Sie ging zu einer
alten Nachbarin, die schon seit vielen Jah-
ren Wittwe war, und trug ihr auf, dies-
Billet dem Obersten der Leibgarde zu brin-
gen, und sagte ihr, sie würde eine gut-

nung dafür erhalten. Die Alte machte
 sogleich auf, und brachte das Billet
 eine Adresse. Der Oberst mußte nicht,
 es las, ob er seiner Augen trauen
 befand sich, endlich dachte er, der
 hätte vielleicht seine besondere Ur-
 den größten Mann seiner Garde so
 zu bestrafen. Er ließ denselben kom-
 und that ihm den Befehl des Königs
 Der Unglückliche fiel dem Obersten
 läßen, und schwur, daß er sich keines
 brechens gegen Se. Majestät bewußt
 . Was half es! die strenge Ordre mußte
 ogen werden. Der Oberste ließ sogleich
 Geldprediger holen, und das ungleiche
 wurde getraut, zum größten Miß-
 nügen des Gardisten, der sein Schicks
 und seine alte Braut vermünchte, die sich
 über die Gnade des Königs freute.

Nach der Mittagstafel befahl der König,
 sollte ihm das große Ehepaar vor-
 en. Allein wie erstaunte er, als er
 des jungen Landmädchens ein kleines
 entzjähriges Mütterchen sah. Ganz ent-
 ter fündigt er dem Obersten seine Ungnade
 dieser aber rechtfertigte sich sogleich
 dem schriftlichen Befehle des Königs,
 den er demselben überreichte. Die Alte
 schuldigte sich damit, indem sie sagte,
 welche Art sie es bekommen hatte. Der
 nig war über diese Begebenheit sehr em-
 ndlich, aber noch unwilliger war der
 ardist, der sichtlich den König haß-
 te Heyrath für nichtig zu erklären. Der
 nig bedauerte ihn, machte ihm ein an-
 aliches Geschenk, um ihn zu trösten;
 ein er mußte seine alte abgelebte Gartin
 halten, durch welche Preußen kein Riesens
 schlecht bekam. Daß aber der König diese
 ge nicht wieder trennte, das war eine
 gliche Grausamkeit.

Der beförderte Offizier.

uf einer Reise durch Italien, war Kaiser
 osephe, wie er so gerne zu thun pflegte,
 nem Gefolge voraus gefahren, und kam
 mit einem einzigen Begleiter, in einem
 sthose an, wo ihn Niemand kannte. Hier
 elangte er, man solle ihm sogleich eine
 endmahlzeit zubereiten. Dieß geschah. Eis
 Stunde später kam ein italienischer Offi-
 er an, und verlangte auch ein Abendessen.

Als er hörte, es seyen noch andere Fremde
 da, meynete er, es möchte angenehmer seyn,
 in Gesellschaft, als einzeln zu speisen. Er
 ließ sich daher bey den Fremden melben,
 machte Bekanntschaft mit ihnen, und brachte
 die Sache in Vorschlag. Kaiser Joseph war
 es sogleich zufrieden, und sie setzten sich mits
 einander zu Tische. Der Italiener war nichts
 weniger als zurückhaltend. Er sprach sogleich
 von dem Zweck seiner Reise und seinen Hoff-
 nungen. Ich gehe nach Wien, sagte er, um
 bey dem Kaiser Dienste zu suchen. Alles,
 was ich von diesem jungen Monarchen höre,
 gefällt mir, er soll, wie man allgemein ver-
 sichert, Verdienste und Kenntnisse ohne Rück-
 sicht auf Land und Geburt belohnen. Ich
 habe die besten Empfehlungen an seine Mi-
 nister und an einige Prinzen, und ich hoffe
 meine Reise nicht vergeblich zu machen. Das
 ist möglich, erwiederte Joseph, und setzte,
 von ihm ungekant, das Gespräch fort, in-
 dem er ihn mit vieler Gründlichkeit über seine
 Kenntnisse in den Kriegswissenschaften aus-
 zuforschen wußte. Der Fremde antwortete
 sehr genügend auf Alles, und da er aus Jos-
 ephs Reden merkte, daß er ein Mann von
 hohem Stande und in Wien gut bekannt
 seyn müsse, bat er ihn ebenfalls um ein Em-
 pfehlungsschreiben. Kaiser Joseph versprach
 es ihm, und gab ihm wirklich einen verlies
 gelten Brief an eine sehr hohe Person, mit.
 Der Offizier setzte wohlgemuth seine Reise
 fort, ohne zu ahnden, wen er gesprochen
 hatte. Wie groß war aber sein Erstaunen
 und seine Freude, als er nach Uebergabung
 des Schreibens erfuhr, daß es von des Kais-
 sers eigener Hand war. Er erhielt auch so-
 gleich, nach dem Willen des Monarchen,
 eine Stelle, die er sich nicht erwarten durfte;
 machte später alle östreichischen Kriege mit,
 und bewährte durch seine Geschicklichkeit,
 die gut getroffene Wahl des Kaisers.

Dankbare Stiftung.

In der englischen Stadt Devizes, zwischen
 Bat und London, besteht ein Vermächtniß,
 kraft welchem an einem gewissen Tage jeder
 Einwohner ein Solßbrod und jeder Durch-
 reisende ein Zweysolßbrod erhält. Die Ver-
 anlassung hiezü ist folgende: Ein armer
 Leinweber reiste in seiner Jugend durch
 obgenannte Stadt. Er hatte weder Geld
 noch Freunde, aber großen Hunger. Ein

Bäcker, den er um einen Zehrpennig ansprach, gab ihm ein Solksbrod; dieß prägte sich so tief in sein Gemüth ein, daß er sehr oft an diesen Liebedienst dachte. Das Glück war ihm später so günstig, daß er sich ein ansehnliches Vermögen erwarb. Bey seinem Tode stand in seinem Testamente unter andern auch die Verfügung zu obiger jährlichen Brod-Austheilung. Einmal traf es sich, daß ein östreichischer Erzherzog mit Gemahlin und Gefolge an diesem Tage durchreisten. Sie erhielten jeder ein Brod, und verzehrten es mit freudiger Erinnerung an diese dankbare Stiftung.

Der ehrliche Hirtenknabe.

Peter war der ärmste Knabe,
Den es nur im Dorfe gab;
Seine ganze kleine Habe
War nur, ach! ein Hirtenstab.
Aber trenn und sorgsam hütet
Er der Schäfchen kleine Zahl;
Führt sie, wie sein Herr gebietet,
Täglich über Berg und Thal.
Dennoch immer unzufrieden,
Murrte der Herr fast Tag und Nacht,
Und verbittert Peters Frieden
Oft durch manderley Verdacht.
Traurig sitzt er einst und sinnet,
Wie in Noth und Mißgeschick
Seine Jugendzeit verrinnet;
Und es nasset sich sein Blick.
Ploßlich springen in der Ferne
Reiter aus dem Busch hervor,
Und ein Herr mit gold'nem Sterne
Strahllet über sie empor.
Sieh! was blitzt dort, wo sie ritten,
Hell im lichten Sonnenschein!
Er erreicht's mit wenig Schritten,
Ey! was wird es denn wohl seyn?
Eine Börse voll Dukaten
Wieget Peter in der Hand,
Die er, reich nun, wie Magnaten,
Hier so unerwartet fand.
Aber Peter ohne Säumen
Treibt seiner Schäfchen Schaar
Zu des Hauses sichern Räumen,
Läuft dann fort, so wie er war.
Alle Leute muß er fragen:
Ob den Herren sie nicht geseh'n?
Muß ihm rastlos nachzujagen,
Wund sich seine Füße geh'n.

Endlich hat er ihn gefunden,
Mühsam hat er ihn erreicht;
Was er auf dem Weg gefunden.
Seren und freudig ihm gezeigt,
Und mit tief gerührten Blicken
Nimmt der Prinz aus Peters Hand
Was den Armen zu beglücken,
Sich auf seinem Wege fand.
Und er spricht mit edler Güte:
„Knabe! wie bin ich dir hold!
Ja dein redliches Gemüthe,
Das bewährte dieses Gold.
Bleibe bey mir! Vatertrene
Schenke nun fortan ich dir;
Bleibe wie du bist, und weiche
Deine Dienste fernter mir!“
Peter folget ihm mit Freuden,
Und begreift kaum sein Glück;
Und verschwunden war sein Leiden,
Seiner Kindheit Mißgeschick!
Aus dem armen Hirtenjungen
Ward ein hochgeehrter Mann,
Der schon früh ein Glück errungen,
Wie nur Redlichkeit es kann.
Allen, die wie Peter denken,
Lohnet reich Zufriedenheit;
Denn nur edle Thaten schenken
Des Bewußtseyns Seligkeit.

Der zufriedene Thomas.

Ich bin nicht reich, doch leid' ich nicht Noth
Ich arbeit' feich weg, und habe mein Brod;
Gesundheit und Kraft und fröhdlichen Sinn —
Das hab' ich seit dem ich auf Erden bin.
Was recht ist, das thu' ich, und glaub' dabey
Daß einen der liebe Gott nimmer verläßt.
Mein Häufel ist eng, mein Säckel ist klein!
Doch braucht man wohl viel, um alücklich zu seyn.
Gar brav ist mein Nachbar, wie alle Welt meint,
Und dieser mein Nachbar ist auch mein Freund.
Sonst hab' ich ein Mädel, so sanft und so anst,
Dann hab' ich ein Vödel, voll Herz und voll Mut.
Auch hab' ich ein Weibchen, das liebt mich ar se,
Und hat man das alles — Was braucht man da
mehr?

Das Testament.

Ein Oberst in England, der ein klein
Ruhegehalt genoß, hatte ein Landgut, an
dem aber viele Schulden hafteren. Er wolle
diese sich an den Kriegsminister, und so
denselben um die Erhöhung seiner Pensionen
damit er nach und nach diese Schulden
bezahlen könne. Der Kriegsminister schrieb
ihn aber, er könne seinen Gehalt nicht
erhöhen, er sey hinlänglich ihn zu ernähren.

Seine Schulden auf dem Gute mäßigen Erben bezahlen. Den andern Tag erließ der Oberst, setzte den Kriegsmitteln zum Erben ein, und legte den Brief zu seinem Testamente. Der Minister wunderte sich sehr über diese unvermuthete Erbenschaft, erstaunte aber, als es sich zeigte, daß die Schulden den Werth des Gutes zweymal überstiegen. „Die Erben sollen bezahlen,“ schrieb ich ihm, sagte der edle Mann, ich will es halten.“ Er schenkte alsdann das Gut den armen Verwandten desselben.

Sonderbare Vermächtnisse.

Ein alter Irländer, seines Gewerbes ein Feldbauer, der zu Dublin starb, und wegen seines Geldes bekannt gewesen war, machte ein Testament anderer Art. Es hieß darin: Ich vermache meiner Schwägerin zwey alte wollene Strümpfe, die unter meinem Bette liegen; meinem Enkel Karl eine andere Paar Strümpfe, die in dem Koffer liegen, dem Lieutenant Johnson ein Paar weiße Strümpfe und meinen alten Rock; meiner Haushälterin Hannah, die ihren vieljährigen treuen Dienst, den ich zerbrochenen Wasserkrug in meiner Kammer.“ Hannah wurde so unwillig bey der Lesung des Testaments, daß sie ausrief: Ich überlasse den alten Krug dem der ihn haben will,“ und eben das sagten auch die andern von ihrem Theil. Der Enkel wollte sich über Hannah etwas lustig machen, und stieß spöttisch den Krug vom Tisch auf den er stand. Er zerbrach, und ein Seegen von Goldstücken rollte über den Fußboden, zum Erstaunen aller Anwesenden. Nun fing man in Eile an, die wollenen Strümpfe unter dem Bette hervorzusuchen, und man fand auch sie schwer an Gold. Die übrigen Strümpfe und der alte Rock hatten ebenfalls kostbare Fülle. Nun machten die Verwandten der Erbenschaft ganz andere Gesichter, und überließen sich der Freude und Dankbarkeit.

Der Herr von Chateaubrun, vormalig Hofmeister Ludwigs Philipp von Orleans, hatte bey sich einen Nichten und zwey alte Bedienten, die von seiner Pension ernährte und sehr lieb hatte. Um sie aber auch nach seinem

Tode versorgt zu wissen, machte er folgendes sonderbare Testament: „Ich vermache jeder meiner Nichten 500 Franken, und jedem meiner Bedienten 200 Franken jährlich. Da ich selbst arm bin und nichts hinterlasse, so bestelle ich meinen vormaligen verhabenen Zögling, Ludwig Philipp, als Exekutor meines Testaments. Ich kenne sein Herz, und weiß daß er nach meinem Tode diesen meinen letzten Willen gewiß vollziehen und aus seinem reichen Schatz den Mangel meiner leeren Kasse ersetzen wird.“ — Der Herzog erfüllte nicht nur diesen letzten Willen, sondern vermehrte die Pensionen noch ansehnlich.

Der arme Lumpensammler.

Am 18. Aug. 1827 starb zu Paris ein armer Lumpensammler, der nichts besaß, als zwey oder drey wurmsichtige Stücke Ausgeräth. Er hinterließ Niemand, als eine Nichte, die, als sie seinen Tod erfuhr, ihm die letzten Ehren erweisen ließ, ohne nur zu hoffen, daß der Nachlaß zur Bestreitung der Beerdigungskosten hinreichen würde. Dieser arme Mann hatte eine Kasse gehabt, die er sehr liebte, und als dieser treue Vater vor Alter starb, ließ ihn der Lumpensammler ausstopfen und stellte ihn auf den Himmel seines Bettes. Die Nichte wollte ihn zum Andenken behalten, und als sie den Eigenthümer des Hauses zum Zeugen bey der Aufnahme des armen Hausgeräthes des Verstorbenen gerufen hatte, holte man das Thier herunter, und war sehr erstaunt über seine Schwere. Man eilte es zu öffnen; o Wunder! es fielen mehrere Rollen Gold heraus; man zählte sie, und sie bildeten eine Summe von 28,000 Fr. So wurde die Frömmigkeit dieses armen Mädchens belohnt; sie ist jetzt reich, und dankt ihr Glück dem Lumpensammler, der sein ganzes Leben hindurch gelitten und gefastet hatte, um diesen kleinen Schatz zusammen zu sparen.

Der Ackerbesitzer.

Doktor R., ein sehr geschätzter Arzt, eilte zu Wagen nach einem benachbarten Dorfe zu einem Kranken. Um einen nähern Weg zu nehmen, fuhr er über ein Bruchfeld. Ob er nun gleich hier nicht den geringsten Schaden anrichtete, sah er sich doch plötzlich

durch einen Landmann aufgehalten der ihm sagte, daß hier Niemand fahren dürfe, der kein Ackerbesitzer im Dorfe sey. „Aber ich besitze allerdings einen Acker im Dorfe,“ entgegnete der Arzt. „Nun wer sind Sie denn?“ fragte der Feldhüter. „Ich bin der Doktor R. aus N.“ sagte der Arzt. „Ei, ermiederte der Feldhüter, ich kenne hier doch jeden Fleck und jeden Besitzer, aber ich habe noch nie gehört, daß Sie hier einen Acker besäßen. Wo läge denn in aller Welt Ihr Acker?“ — „Nings um die Kirche,“ antwortete der Arzt. „Ja so, rief der Feldhüter und nahm die Mütze ganz andächtig ab. Nun so fahren Sie nur in Gottes Namen weiter!“

Die gerettete Geldbörse eines französischen Offiziers.

Während dem Kriege gegen Rußland im Jahr 1813 hatte ein französischer Offizier 200 Stück Napoleonsd'or, als der Feind in die Stadt einbrang, in welcher er sich befand. Er sah voraus, daß er der Gefangenschaft nicht entgehen würde, und daß sein Geld verloren sey. Es zu vergraben, war nicht ratsam, da er theils zu wenig Zeit hatte, theils überall bemerkt werden konnte. Er eilte daher auf einen freyen Platz, wo ein Brunnen war. Als Verzierung stand auf demselben eine weibliche Figur mit einer Urne im Arme. Schnell sprang er auf die Nöhre, nahm die volle Börse und warf sie in die Urne, die man wenigstens nicht sogleich zu untersuchen den Einfall haben konnte. — Hierauf ließ er sich ruhig zum Gefangenen machen, da kein Widerstand möglich war, und nach Rußland abführen. Vier Jahre später erhielt dieser Offizier seine Freyheit wieder. Der Weg führte ihn durch dieses Städtchen. Er meldete sich sogleich bey der Polizei, um sich zur Hebung seines Eigenthums Veranlassung auszubitten, beschrieb Beutel und Summe auf's genaueste und erklärte es für sein Eigenthum, das er allein nicht herausnehmen wollte, um es sich nicht streitig machen zu lassen. Man willfahrte ihm, und er fand seine Börse noch, wie er sie hineingeworfen hatte. Die Gerichtsperson wurde von ihm schön beschenkt und die Behörde ließ ihn seine reiche Sparbüchse ohne Umstände mitnehmen.

Mittel, verdorbene Fässer zu reinigen.
Man nimmt Schwefelsäure oder d. Handel gebräuchliche Vitriolöl, und dasselbe mit Vorsicht in neunmal Wasser. Man muß das Vitriolöl nur und nach eingießen, und es besonders Kindern oder unvorsichtigen Personen vertrauen. Diese Säure hat die Eigenschaft alle thierische und Pflanzenstoffe zu zerstören, und metallische und kalkartige Pflanzen zu zerfressen. Man kann die Mischung in einem hölzernen Gefäß nehmen. Wenn ein Faß aufgeschlagen wäscht man die Dauben mit diesem geteuten Vitriolwasser mittelst eines Besens mit einem Schwamm; hierauf mit heissem Wasser und alsdann mit Kaltwasser, endlich mit kaltem Wasser so lange bis ganz klar wieder abläuft. Die Daubenböden müssen gut austrocknen, ehe das Faß wieder aufschlägt. Schlägt die Fässer nicht aufeinander, so schneidet man bloß von der Mischung hinein. Achtzehn Unzen oder 8 Loth Schwefelsäure und 2 Litres Wasser sind hinlänglich um ein Faß von 228 Litres damit zu reinigen. Bei Eingießen muß man vermeiden sich einzunehmen oder bleichen Trichters zu bedienen. Ist das Faß verspundet, so bewegt man eine zeitlang langsam nach allen Richtungen schüttet hierauf noch 4 Litres Wasser hinein und bewegt das Faß von neuem; alsdenn läßt man alles auslaufen, spült das Faß mit kaltem Wasser, u. hierauf mit Kaltwasser (in Ermanglung von Kalt dient auch Wasser oder gepulverte Kreide). Zuletzt wird so langsam mit kaltem Wasser ausgespült, bis dasselbe rein abläuft und gänzlich geschmacklos wird. Das Faß muß man gut austropfen lassen, hierauf einbrennen und gut verstopfen. Man kann sich dieser also gereinigten Fässer, ob den geringsten Nachtheil zu befürchten, gleich bedienen. Die Gährung wird auf keinen Art dadurch gehindert und der Wein erhält keinen übeln Geschmack dadurch. Wir bemerken schließliche, daß das Pfund Schwefelsäure oder Vitriolöl nicht mehr als 40 bis 50 Centimen kostet; demnach kommt die Reinigung eines Fasses nicht höher als 15 bis 20 Cent zu stehen; eine kleine Ausgabe, um Fässer, die schon als Brennholz bestimmt waren, wieder in brauchbaren Stand zu stellen.